Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

40. Jahrgang.

1907 Berlin-Bremen, den 13. Februar. **Nr. 7**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Allerlei Rätsel. Von X. — Monistisches Christentum. II. Von Werner Kropp. — Das gegenwärtige Japan und das Christentum. II. Von Pfarrer Schiller. — Wodurch sind die Arbeiter der Kirche entfremdet? Von Lic. theol. Witte. — Allerlei. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Allerlei Rätsel.

1) Welches ist die größte Kraft im persönlichen Leben? Selbstverständlich ist das die Liebe. Aber ich möchte doch eine andere Antwort haben. Denn Liebe ist ja der Sammelbegriff aller Tugenden. Liebe ist Gerechtigkeit, Demut, Wahrhaftigkeit, Treue und was sonst aufgezählt werden kann als Kräfte der Seele.

Darum sagt das Wort Liebe zu viel und darum nichts.

Ich will es gerade heraussagen: Die größte Kraft der Seele ist die Geduld.

Die Tugend ist nicht gut beleumundet. Man versteht in der Regel darunter die Schlappheit, die sich alles gefallen läßt, das kraft- und saftlose Ertragen, weil man sich nicht wehren kann.

Das ist ein sprachlicher Mißbrauch des schönen Wortes. Ich deute es anders: Geduld ist Liebe in der Beharrlichkeit, ist das Leiden ohne zu klagen, das Ertragen, ohne zu verzweifeln, das Kämpfen, ohne müde zu werden.

Aber dann wie lerne ich Geduld? Nicht anders als durch viele, schwere Erfahrungen und Leiden, die ich als Kreuz auf mich nehmen muß, als meines Herrgottes Schule.

2) Hilft es, daß man den Menschen die Wahrheit sagt? Bekanntlich wollen die Leute die Wahrheit nicht hören. Und sie sind im guten Recht gegen alle, die gern die Wahrheit sagen. Denn die uns mit der Wahrheit kommen, bringen uns meist nur ihre Grobheit, ihren Hochmut, ihre indiskrete Seele. Sie wollen uns richten, aber es ist mehr Härte in ihnen als Gerechtigkeit.

Wahrheit! Ja, was ist Wahrheit? Doch nur das, was *wir* als Wahrheit erkennen, was sich unserem Wissen, unserer höchst trügerischen Beurteilung, unserem Temperament, unserem Alter oder unserer Jugend verschmilzt. Rein erkennen wir die volle Wahrheit niemals.

Trotzdem sollen wir den Leuten die Wahrheit sagen, nicht Schmeicheleien und Komplimente, aber erstens wenn wir danach gefragt werden, zweitens mit Liebe. Wer die Wahrheit mit Liebe sagt, wird in der Regel auch gehört werden, gern gehört werden. Wir müssen aus der Wahrheit, die uns gesagt wird, die Liebe heraushören, die uns helfen will. Ohne Liebe sind alle logischen Beweisgründe, alle haarscharfen Gerechtigkeitsdefinitionen, alle bittere Entrüstung erst recht vom Teufel. Deshalb ist man ja auch in den Kirchen von sogenannten Moralpredigten, die früher Mode waren, sehr abgekommen.

3) Was ist im Christentum eigentlich die Hauptsache? „Tue recht und scheue niemand", antwortete mir einmal ein Konfirmand. Auch ältere Leute antworten vielfach ebenso. Und bekanntlich hängt der Spruch in vielen Häusern. Wenn nur das recht tun und niemand scheuen ebenso leicht getan wäre!

Sonst habe ich auch oft von Theologen sagen hören: „Die Hauptsache ist die Nachfolge Christi". Ich habe das einige Jahre für die richtige Lösung des Rätsels gehalten. Es ist aber doch nicht wahr.

Zwar will ich mit niemandem streiten. Aber ob die Nachfolge Christi nicht doch bloß eine Aufgabe ist, mit der man anfängt oder auch, die einem immer bleibt? Aber doch bloß eine Aufgabe, keine Gabe?

Ich denke doch, das Christentum ist eine Gabe, ein beglückender Segen!

Also die Hauptsache im Christentum ist der Glaube an die erlösende Macht der Liebe, die in der Menschenwelt tätig ist. Nun erst wird mein Herz froh. Denn ob bei uns ist der Sünden viel, eine Macht der Liebe will uns erlösen. Da ist viel Armut, viel Krankheit, viel Leid, aber ich glaube an die erlösende Macht der Liebe. Darum, ob längst nicht alles gut ist, es muß doch alles gut werden.

4) Soll man eigentlich in der Zukunft leben? Wer keine Zukunft hat, ist tot. Das ist ja selbstverständlich. Wenn er auch noch lebt, so herrscht über dies Leben schon der Tod. Er schaut rückwärts wie Lots Weib und wird zur Salzsäule. Wir müssen eine Zukunft haben für unsere Arbeiten, Interessen, Bestrebungen. Unsere Ziele müssen weiter reichen als bis zum anderen Morgen, sonst fehlt das Beste darin, das Begeisternde, Frohe. Es bleibt dann bloß die kalte, dürre, mit Seufzen getane Pflicht.

Und wir müssen eine Zukunft haben für unsere Leiden. Erlösungsaussicht muß da sein. Sonst wird das Gegenwartsleiden zur unerträglichen Qual. Es ist aber etwas anderes, eine Zukunft haben, als in der Zukunft leben. Es gibt ein Leben in der Zukunft, ein Träumen von unbekannten Dingen, eine Plänemacherei, die der vernünftigen, tüchtigen Arbeit hinderlich ist. Und Leidende kommen in Gefahr, statt der Energie des Ertragens und Rechthandelns, es mit Grämen und Sorgen zu versuchen, mit ewigen, trostlosen Grübeleien über tausend Möglichkeiten, die vielleicht kommen könnten. Das ist Schwäche und Torheit, so in der Zukunft zu leben.

Man soll in der Gegenwart leben und sich damit begnügen, die Pflicht von heute so gut zu tun, als man nur irgend kann. Mehr wird nicht von uns verlangt. Das Andere, Zukünftige, Segnende, Erlösende wird der Herrgott schon geben. Darauf muß einer freilich vertrauen können. Und solch Vertrauenkönnen auf den großen Meister, der

uns führt, nenne ich in der Ewigkeit leben. So kommt dann beides zusammen, Gegenwart und Ewigkeit. In beiden zugleich muß die Seele leben. „Wem Zeit geworden ist zur Ewigkeit und Ewigkeit zur Zeit, der ist befreit von allem Streit.“

5) Warum preist Jesus die Leidtragenden selig? Warum besonders diejenigen, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden?

Das wäre trostlos, wenn alle Seligkeit des Leidtragens erst auf dem Kirchhofe anfinge. Wenn die Deutung die wäre: dort drüben wird es euch wohlgehen. Mag das Jenseits immer bleiben als die notwendige Forderung des Glaubens, der im Erdenleben sein volles Glück niemals finden kann, wir haben doch ein Recht darauf, es zu erleben, daß die Leidtragenden hier selig sind. — Und selig sind sie schon auf Erden, weil in der Leidensschule das Beste und Höchste in der Menschenseele heranreift: Geduld, starker Glaube, Liebe, die sich nicht erbittern läßt, Einsicht in die eigene Schuld.

Selbstverständlich nicht bei allen. Nur bei denen, die das Leid ausnutzen, die es als Kreuz hinnehmen aus der Hand des ewigen Meisters und stille halten unter seiner Zucht.

So wird es verständlich, warum die selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Denn um der Ungerechtigkeit willen werden die Alltagsmenschen verfolgt, die Menschen ohne Seele. Für sie sind Zuchthäuser da, Gefängnisse. Sie lügen, beleidigen, verleumden, — deshalb werden sie verfolgt, verachtet.

Wer um Gerechtigkeit willen verfolgt wird, verkannt, verleumdet wird von den Kleinen und Kleinlichen, der tritt in die Schar der Edelmenschen ein. Keiner wird ein Edler, der nicht hindurch muß durch Ehre und Schande, durch gute und böse Gerüchte.

Die Kleinen müssen die Großen verleumden. Finden wir uns darein! Und wenn die Kleinen zusammenkommen und sich entrüsten über die Großen, sie werden doch nur immer kleiner, immer unfähiger, sich selbst zu richten. Das ist unseres Herrgotts Zorn über sie, den sie nicht einmal merken.

Der Edle trauert über das Verkanntwerden durch die Kleinen. Aber diese Trauer dient ihm zur Vertiefung, zur Läuterung, zur Veredlung. Und das ist Gnade, Gottes Lohn.

Ich denke doch, es bleibt dabei: Jede Schuld rächt sich auf Erden, und alles Gute belohnt sich hier, — nämlich inwendig, an den Seelen. X.

Monistisches Christentum.

II. Das Christentum als Religion der Tat.

Welches ist denn aber das ethische Verhältnis, in dem die Begriffe Wesensgleichheit, verschiedene Grade der Vollkommenheit, organischer Zusammenhang beider Teile — also die wissenschaftlichen, monistischen Grundwahrheiten über Gott und Mensch — zugleich mit dem ethischen Moment sich aussprechen. Es ist das Verhältnis des Vaters zum Kinde, des Kindes zum Vater.

Und welche Religion ist es, die dieses Verhältnis, das klarste denkbare konkrete Bild der monistischen Grundwahrheit, zur Grundlage ihres Glaubensbekenntnisses macht? Die christliche. Es ist keineswegs ein Zufall, sondern die innerste Notwendigkeit der Tatsachen, die an die Spitze des Christengebets die beiden Worte gebracht hat: „Vater unser!“ Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder ein Religionsstifter ist Monist, dann kann er für diese seine Überzeugung den in aller Religion notwendigen bildlichen Ausdruck nirgends besser finden als in diesen beiden Worten; oder er ist nicht Monist, dann aber muß er einen andern (religiösen, also) bildlichen Ausdruck suchen für seine philosophische Grundüberzeugung.

Das Kind verhält sich zum Vater, wie der Teil zum Ganzen. Das Kind ist auf organischem, nicht mechanischem Wege aus dem Vater entstanden. Das Kind — und der Mensch (auch der Greis, auch das Genie) bleibt dem Gott-Weltall gegenüber immer ein ebengeborenes Kind — ist schwächer, unvollkommener als der Vater. Das Kind ist dem Vater wesensgleich, gehört derselben Gattung von Wesen an, wie er. Das Kind verhält sich also in allen naturwissenschaftlich in Frage kommenden wesentlichen Beziehungen zum Vater genau so, wie der Mensch nach der monistischen Theorie sich zum Gott-Universum verhält.

Außerdem aber — und hier überschreiten wir die Grenzlinie, die Religion und Philosophie trennt — steht das Kind in ethischen Beziehungen zum Vater, in denen der Teil zum Ganzen nicht steht.

Dieses Verwandeln der rein philosophischen Theorie in praktische religiöse Wahrheit ist die eine bis heute unübertroffene, aber freilich wahrscheinlich in vorchristlicher Zeit schon ein, wenn nicht mehrere Male annähernd von anderen erreichte große Geistestat Christi. Wir möchten sie als die genialste Lösung der für jeden Religionsstifter unerläßlichen Aufgabe bezeichnen, die erkannte, aber in abstrakter, philosophischer Form unwirksame Grundwahrheit in die ihr am genauesten entsprechende, zugleich bildliche und ethische Ausdrucksform umzugießen, ohne die sie auf das Gefühl der Menschen keine unmittelbare Wirkung üben könnte.

Es bleibt dabei recht gleichgültig, ob Christus jene abstrakte monistische Grundwahrheit auch in ihrer abstrakten Gestalt besessen hat. Es genügt, zu wissen, daß für seine religiöse praktische Grundwahrheit keine theoretische Grundlage zu finden ist, die genauer zu ihr stimmen könnte, als der Monismus.

Die zweite große Geistestat Christi aber ist der durch sein Leben und Sterben erbrachte Beweis, daß es menschenmöglich ist, die aus der Gotteskindschaft logisch folgende „ideale Forderung“ zu erfüllen.

Denn die Lehre Christi ist nicht nur ein auf fester ethischer Basis — dem Prinzip der Gotteskindschaft des Menschen — mit zwingender logischer Notwendigkeit erwachsendes Moralsystem, sondern sie ist zugleich auch die praktische Erprobung dieses Moralsystems. Und erst hierin liegt seine weltüberwindende Kraft und sein eigentliches Wesen. Über die Schöpfungsgeschichte der durch Christus geschaffenen neuen Welt kann man, wie Faust über die der alten, von Gott — der symbolisierenden Sage nach — selbst aus dem Chaos geschlagenen, getrost schreiben: „Im Anfang war die Tat“. Die Lehre des Christentums ist in ihrem Kern eine Lehre durch Beispiel, nicht durch Unterricht.

Es kann einer theoretisch sehr gut Bescheid wissen, was Christentum ist, darum ist er noch lange kein Christ. Aber einer, der sich selbst getreu bleibt in seinem Streben nach Vervollkommnung, der ist ein Christ, und wenn er nie den Namen Christi gehört, nie an Christus geglaubt haben sollte.

Ja, wozu denn dann noch das Christentum, wozu dann noch der Unterricht in der Lebensgeschichte Christi.

Nun, darauf ist die Antwort einfach genug! Weil der Wanderer, dem man den richtigen Weg zeigt, schneller ans Ziel kommt als jeder andere, und weil von allen Wanderern, die den richtigen Weg wandern, der das Ziel am schnellsten erreicht, der am festesten von der Richtigkeit des Weges überzeugt ist. — Denn der Mut wird seinen Fuß am meisten beflügeln, die Versuchung, Seitenwege einzuschlagen, ihn am wenigsten aufhalten. Christus durfte sagen: „Ich bin der Weg“.

Aus der Tatsache aber, daß das Handeln allein den Christen macht, folgt schon allein der große Fundamentalsatz der Toleranz gegen jede Überzeugung. Die irrigste Meinung ist solange ein Menschenrecht, als sie nicht in Taten oder in Anreizung zu Taten verwerflicher Art umgesetzt wird. Jede Art von Ketzerrichterei ist schlechterdings eine Todsünde gegen den Geist des Christentums.

Aus der Tatsache aber, daß Handeln allein den Christen macht, folgt keineswegs, daß jede Handlung schon genügt, um die Gebote des Christentums zu erfüllen. Sonst könnte man sich mit einigen guten Handlungen, oder wohl gar mit den bloßen Geldmitteln zu einigen guten Handlungen von allen Verpflichtungen gegen Gott loskaufen, und wir gerieten in die mechanische Ablaßkrämerei und tote Werkheiligkeit des ausgehenden Mittelalters hinein.

Das Christentum ist, als Religion des Handelns, eine eminent männliche Religion, und die wirklichen großen Helden des Christentums sind nicht die beschaulichen Asketen, die der „Welt“ den Rücken kehrten, um die Hände in den Schoß zu legen, sondern die energischen Weltflüchtigen, die die Fesseln des Weltlebens nur abstreiften, um die Hände zum Handeln frei zu bekommen, und die noch stärkeren Persönlichkeiten, die trotz jener Fesseln die volle Kraft des ethischen Handelns bewahrten. Christus ist der Lebensfreude so wenig abhold gewesen wie Luther. Er hing am Leben und trennte sich schwer von ihm, und gerade darin liegt die Größe seiner Passionstat. Denn nur dann hat ein Opfer höchsten Wert, wenn an dem preisgegebenen Gut die ganze Seele des Opfernden mit allen Wurzelfasern hängt. Ohne den Kampf in Gethsemane, ohne das Wort, „laß diesen Kelch an mir vorübergehen“, würde die Passion ihres erhabensten Heldentums entbehren. Denn je tiefer Christus das Leid des Todesweges empfand, um so großartiger ist die Energie, mit der er es überwand.

Und hier kann ich mich des –– vielleicht vermessenen und phantastischen –– Gedankens nicht erwehren, daß der entschlossene Wille zum Leiden, der Christi Passion charakterisiert, wohl gar ein Symbol, ein Abbild im Kleinen des göttlichen Willens zum Leiden ist, der mir wenigstens die eine Seite der Welt zu charakterisieren scheint. Wenn Gott ein reiner Geist wäre, so hätte er ja nicht nötig zu leiden. Da er es aber nicht ist, da Körper und Geist bei ihm untrennbar verbunden sind, so muß er leiden wollen. Denn müssen und wollen sind im Grunde eins; das, was wir Wollen nennen, ist ja nur der äußere Eindruck, den wir von allem Handeln empfangen; in Wahrheit handelt alles, Schöpfer so gut wie Geschöpf, Ganzes so gut wie Teil, so, wie es nach seinem Wesen handeln muß. Da es zu Gottes Wesen gehört, nicht nur als Geist, sondern zugleich als Materie aufzutreten, so gehört es zu seinem Wesen, zu leiden. Schon darum, weil der Handelnde immer ein Objekt, auf das er wirken kann, haben muß. Dann aber auch, weil die Entschlossenheit zum Leiden zum Wesen der Persönlichkeit gehört, in der Behauptung der Persönlichkeit aber allein das Glück liegt. Wer nicht die Kraft hat, seine Persönlichkeit zu behaupten, kann nicht wahrhaft glücklich sein; für diese Behauptung aber muß der entsprechend hohe Preis gezahlt werden, der eben im Leiden, ja unter Umständen im Tode besteht, und da Gott als eine unlösliche Verbindung von Geist und Materie eben das ist, ewig ist, was wir Menschen zeitlich sind, nämlich ein persönliches Wesen, so ist das Leiden zu seinem wahren Glück unentbehrlich. Denn dieses höchste Glück ist dasselbe für Gott, wie jenes menschliche Glück, von dem Goethe behauptet:

> Höchstes Glück der Erdenkinder
> Sei nur die Persönlichkeit.

Dasselbe Glück, das Theodor Storm gegen jede Verlockung festzuhalten rät, wenn er seinem Sohn zuruft:

> Wenn der Pöbel aller Sorten
> Tanzt um seine goldnen Kälber,
> Halte fest; du hast vom Leben
> Doch am Ende nur dich selber.

Gott allerdings bedarf dieser Lehre nicht, denn er hat nicht bloß vom Leben, sondern schlechterdings nur sich selber, und braucht keine Versuchung zu fürchten. Der Mensch aber hat solche zu fürchten, und darum hat er die Religion nötig, hat er ein Beispiel wie das Christi nötig, das ihm zeigt, daß das höchste Erdenglück, das der Selbstbehauptung, nur um den Preis des Leides, selbst des bis zum physischen Untergangs gesteigerten Leides, zu haben ist.

Es ist natürlich nicht willkürlich Christi Passion nachzuahmen; sondern wie Christus das Opfer zu bringen wußte, das er in seiner Lage seiner Selbstbehauptung bringen mußte, so sollen wir das Opfer bringen, das unserer Situation entspricht. Hier gilt, wenn irgendwo, Hamlets Wort: „Bereit sein ist alles“; ein Opfer bringen, auch ohne daß unsere Selbstbehauptung es nötig macht, ist nicht Christentum, sondern höchstens Aufdringlichkeit, Liebedienerei gegen den Weltgeist, bestenfalls religiöser Dilettantismus.

Es mag hierbei bemerkt werden, daß die Frömmigkeit auch nicht darin besteht, daß man alle Gebote buchstäblich erfüllt; sondern darin, daß man sie ihrem Sinne nach erfüllt. Wo der Sinn eines Gebotes mit seinem Buchstaben in Konflikt gerät, da soll man dem Sinne nach handeln, auf die Gefahr hin, den Buchstaben zu verletzen. Dem Buchstaben nach handelt die Furcht vor Gott, dem Sinne nach die Liebe zu Gott, denn die Liebe weiß besser, was Gott will, als die Furcht, weil, wieder nach einem Wort Goethes, nur die Liebe zu vollkommener Kenntnis führt. Die einzige „Furcht Gottes“, die eines freien Menschen würdig ist, ist nicht die Furcht, von Gott wegen Übertretung seiner Gebote gestraft zu werden, sondern die Furcht, gegen sein eigenes besseres, nämlich sein eigentlich göttliches Wesen zu handeln, die Furcht, vor sich selber Scham empfinden zu müssen.

Denn das Christentum bedeutet die Befreiung vom äußeren und die Unterwerfung unter das innere Gesetz, und über dem Eingang seiner Moral steht das Wort:

> Das selbständige Gewissen
> Sei Sonne deinem Sittentag.

Mit Recht hat Luther das Wort geprägt von der „Freiheit eines Christenmenschen“. Es ist die innere, die Ibsensche Freiheit, die allen äußeren Einflüssen gegenüber sich unzerstörbar behauptet. Es ist die Freiheit, die in ihrer höchsten Entfaltung den Menschen, der sie besitzt, befähigt, Wunder zu tun.

Jawohl, Wunder! Wer von der äußeren Sinnenwelt nicht mehr beherrscht wird, der kann erreichen, daß er sie seinerseits unter seinen Willen beugt; so gut wie einer, der körperlich von niemand überwunden werden kann, jedermann körperlich überwinden wird.

So gut aber diese Unabhängigkeit von der äußeren, sichtbaren Welt nur bei völliger Übereinstimmung mit dem Grundwesen dieser selben Welt denkbar ist, so selten wird das Wunder sein.

Nur der darf an Wunder glauben, der ihre Seltenheit kennt. Wer z. B. an Christi Wunder glaubt, wird schon darum geneigt sein müssen, allen anderen Wundern skeptisch gegenüber zu stehen, weil ihm bewußt ist, daß die Eigenschaften eines Christus unumgängliche Voraussetzung des Wunders sind, und wie selten solche „Silberblicke der Geschichte“ bisher gewesen sind.

Es gibt freilich auch heutzutage Wunder, die jedermann glaubt, ohne darum ausgelacht zu werden. Vor einigen Tagen stand der Bericht über ein solches Wunder in der Zeitung. Ein Stück Metall, das in eine dicke Hülse von anderem Metall eingeschlossen worden war, leuchtete durch diese Hülse hindurch. Ein Metall hat das Vorrecht, Glauben zu finden in unserer Zeit, wenn es die „Naturgesetze“ durchbricht, zu denen es bisher gehörte, daß Eisen undurchsichtig ist. Ein Mensch, der Wunder tut oder getan hat, wird mit Achselzucken abgetan. Man gibt sich nicht einmal die Mühe, die Analogie seines Nachdenkens zu würdigen, die darin besteht, daß der Stoff, aus dem Religionsstifter wie Christus gemacht werden, in der Menschenwelt ebenso selten ist wie der, aus dem das Radium gewonnen wird in der Mineralwelt.

Ich glaube an das Wunder, weil ich auf dem Boden der heutigen Naturwissenschaft stehe. Die heutige Naturwissenschaft hat, wenn sie sonst nichts bewiesen hat, den Beweis erbracht, daß das Wort „unmöglich“ eine Lüge ist. Sie wird den Beweis erbringen, daß Menschen so gut wie Mineralien Wunder tun können, die alle bisher bekannten

Naturgesetze scheinbar aufheben. Sie wird diesen Beweis dadurch erbringen, daß sie zeigt, daß die bisher bekannten Naturgesetze, wie alle Regeln, Ausnahmen haben; Ausnahmen aber entstehen dann, wenn ein stärkeres Gesetz ein schwächeres kreuzt. Das Gesetz der Anziehungskraft der Erde z. B. wird, wie schon jetzt bekannt ist, durch den Magnetismus zeitweilig aufgehoben; es wird durch die Wirkungen der mechanischer Kräfte, eine Explosion z. B., zeitweilig aufgehoben; es wird durch die Eigenschaften der Gase aufgehoben, die leichter sind als die Luft; was hindert also, daß es auch noch durch andere Einflüsse aufgehoben wird. Wenn von Christus überliefert wird, daß er auf dem Wasser einhergeschritten sei, so würde ein derartiger Vorgang allerdings mit den bisher bekannten Naturgesetzen nicht zu erklären sein. Auch mag, wer an die Wahrheit dieses Vorgangs nicht zu glauben vermag, der lebhaften orientalischen Phantasie zuschreiben, was wieder andere als eine symbolisch zu verstehende Legende ansehen mögen. Es kommt hier nicht darauf an, ob man jedes einzelne Wunder glaubt, sondern nur, ob man und unter welchen Voraussetzungen man an die Möglichkeit von Wundern überhaupt zu glauben vermag.

Daraus, daß die Wirkungen des Radiums erst jetzt bekannt geworden sind, folgt nicht, daß man sie zu bezweifeln, auf Täuschung zurückzuführen braucht. Daraus, daß von ihnen bis jetzt erst wenige praktische Beispiele vorgekommen sind, folgt nicht, daß sie später nicht wieder vorkommen können.

Ebenso verhält es sich mit dem Wunder. Es ist nur darum seltener als die Wirkungen des Radiums, weil es zur Voraussetzung einen langen historischen Prozeß hat, den in Gang zu bringen es des seltensten aller menschlichen Genies, des Religionsstifters, bedarf, und der Jahrtausende dauert, während das Verfahren zur Herstellung des Radiums, einmal bekannt, von jedem Fachmann nachgeahmt werden kann, und nur geringe Zeit beansprucht.

Das Wunder ist eben nicht an bloß mechanische, sondern zugleich an ethische Voraussetzungen geknüpft; in dem Menschen, der Wunder tun soll, müssen Denken, Fühlen und Handeln so eins geworden sein, daß eins mit dem andern völlig identisch geworden ist und zugleich mit der Tendenz seines ganzen Lebens völlig übereinstimmt.

Es ließe sich ein Genie der politischen Macht denken, das so harmonisch entwickelt wäre, daß es Wunder tun könnte. Konsequenterweise müßten diese Wunder aber, um mit der Tendenz seines Lebens übereinzustimmen, im Interesse der Erhöhung dieser Macht geschehen, müßten zum mindesten Hindernisse auf seinem Wege zur Macht beseitigen, die auf gewöhnliche (nicht wunderbare) Weise unüberwindlich bleiben würden. Man könnte als Beispiel dafür, daß solch ein Wunder einmal geschehen sei, „Cäsar und sein Glück“ gelten lassen.

Welcher Art müßten nun Wunder sein, die der Stifter einer Religion der tatkräftigen Nächstenliebe vollbringen könnte? Es müßten solche sein, durch die der Wundertäter seinem Nächsten in Fällen hülfe, wo auf gewöhnliche Weise nicht mehr zu helfen wäre.

Man betrachte Christi Wunder. Sie sind ohne Ausnahme altruistischen Charakters. Für sich selbst vermag Christus auch nicht ein einziges Wunder zu tun. Und das ist für den Wundergläubigen auch ganz selbstverständlich. Denn ein Wunder kommt eben nur zustande durch eine Konzentration alles Denkens und Fühlens, die nur denkbar ist, wenn es sich um Lebenszwecke handelt. Der Lebenszweck Christi aber war ein Handeln für die Menschheit, nicht aber für sich.

Man mag über diese Wundertheorie lächeln. Inzwischen bemerke ich, daß ich der Überzeugung bin, daß wir bei unserer bloß sechstausendjährigen Menschheitsgeschichte für jedes Anzeichen dankbar sein müssen, daß der Mensch vielleicht ganz anderer, viel größerer persönlicher Machtentfaltung fähig ist, als die alltägliche Erfahrung ahnen läßt. Da die Menschheit voraussichtlich einige Millionen Jahre zur Verfügung hat, so ist zu hoffen, daß das bisher so seltene

Wunder später öfter vorkommen wird; dann nämlich, wenn nicht nur, wie bei den alten Griechen, Geist und Körper gleichmäßig entwickelt werden, sondern die so erreichte Harmonie auch, wie nicht bei den alten Griechen, ihrerseits wieder in Einklang mit der richtigen ethischen Weltbewertung steht und von ihr Ziel und Richtung erhält. Es versteht sich, daß ich unter Entwicklung des Geistes nicht Anhäufung gelehrter Kenntnisse, sondern Klärung des Anschauungs- und Denkvermögens verstehe.

Sollte aber jemand über diese Wundertheorie gar sich entrüsten und glauben, daß sie Wasser auf die Mühle der Orthodoxie sei, so kann ich nur wiederholen, daß der Wunderglaube hier nur auf seine Berechtigung untersucht wird, aber keineswegs zum Kriterium für die Zugehörigkeit zur christlichen Religion gemacht werden kann. Christ ist einzig und allein der, der im Sinne Christi handelt; nicht der, der im Leben und in der Lehre Christi am besten Bescheid weiß, oder am lautesten sich zu ihr bekennt. Und wenn man jemand mit Christi Wirken bekannt macht, so tut man es, wie man einen, der die Tischlerei erlernen will, zu dem Tischlermeister in die Lehre schickt, der die beste Ware unter seinen Zunftgenossen liefert, also sich am besten auf seine Kunst versteht. Wenn man einmal Christus als den besten Meister des Handelns betrachtet, so wird man also den, der handeln lernen will, zu ihm in die Lehre geben. Der Erfolg hängt natürlich nicht vom Lehrer allein ab, sondern wesentlich vom Schüler; ein begabter Lehrling wird bei einem geringen Meister mehr lernen, als ein unbegabter beim besten. Aber das ist eben auch kein Grund, weshalb man den besten Meister nicht vorziehen soll, wenn man ihn haben kann: denn natürlich wird auch der begabteste Lehrling bei diesem mehr und rascher lernen und also früher selbständig werden, als bei dem weniger tüchtigen. Wer das nicht einsieht und wer nicht dementsprechend handelt, handelt darum natürlich noch keineswegs schlecht, sondern höchstens töricht. Wer töricht handelt, den soll man belehren, aber nicht zwingen, denn sonst wird er nicht klüger, sondern höchstens schlechter.

Wenn endlich jemand glaubt, daß ich mit dieser Betrachtung über den Wunderglauben keine anderen Gesinnungsgenossen hinter mir habe, als die Rechtgläubigen protestantischen und katholischen Glaubens, der irrt sich. Vor mehreren Jahrzehnten gab es bereits einen Mann in Deutschland, der noch viel wunderbarere Ansichten über das Wunder hegte, noch viel energischer, als ich hier, für seine Möglichkeit eintrat, und dabei den Ruf eines so kirchenfeindlichen, aufgeklärten und antireaktionären Geistes hinterlassen hat, daß er noch heute als eine Art Schutzpatron von allen Feinden jeder Art von Rückschritt verehrt wird; ja, es gibt sogar große Vereine, die sich nach ihm nennen, um damit ihre freigeistige Richtung so unzweideutig wie möglich zu erkennen zu geben. Der Mann war trotz seiner Kirchenfeindlichkeit Minister; und er glaubte trotz seiner Aufgeklärtheit äußerst heftig an Wunder, wie folgender Ausspruch beweist: „Am furchtbarsten erscheint das Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere teils in der Nähe, teils in der Ferne, beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus und sie üben eine unglaubliche Gewalt über die Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird?“ Der Mann, der das geschrieben hat, stand im Rufe ganz ausgezeichneter Beobachtungsgabe nicht nur, sondern auch einer ungewöhnlich bedeutenden Denkkraft, und hieß Johann Wolfgang Goethe. Wie ihm gegenüber die fortgeschrittensten Geister unserer Zeit häufig noch als Reaktionäre erscheinen, so sind wir in Beziehung auf das Wunder von der freien Bergeshöhe Goethes wieder auf den Feld-, Wald- und Wiesenstandpunkt des Erzphilisters Nicolai herabgesunken.

Werner Kropp.

Das gegenwärtige Japan und das Christentum.

Von Pfarrer Schiller, Kyoto.

II.

B. Zur religiösen Lage.

Fassen wir nun das rein religiöse Gebiet genauer ins Auge, so scheint eine unleugbare Folge des Krieges zu sein, daß der Shintoismus oder wenigstens das Shintozeremoniell sich wieder mehr befestigt hat und fast zur Stellung eines Staatskultes emporgestiegen ist. Während des Krieges fanden fast alle Soldatenbeerdigungen und Gedenkfeiern für die Gefallenen, wenigstens soweit sie offiziellen Charakter trugen, als Shintofeiern statt, gleichgültig, ob die Betreffenden Shintoisten waren oder nicht. Bisher waren die Leichenfeiern mehr die ausschließliche Domäne des Buddhismus gewesen. Um so merkwürdiger war, daß doch der allzufrüh verstorbene Generalstabschef Kodama nach buddhistischem Ritus bestattet wurde. Doch fand die Trauerfeier für den deutschen General Meckel, der einst Instrukteur an der japanischen Kriegsakademie war, nicht etwa als eine bloße Gedenkfeier, sondern als eine richtige Shintofeier statt mit Priestern und Opfern für die Seele des Dahingeschiedenen; die letztere wurde eingeladen, zu erscheinen und die Opfer von 50 auf dem Altare aufgetragenen Schüsseln mit Speisen und Reiswein entgegenzunehmen, sowie auch die Worte des Dankes für seine dem japanischen Staat geleisteten Dienste zu empfangen.

Als ein Beitrag zu der Frage, ob die Japaner religiös sind oder nicht, und ob im letzten Kriege religiöse Gesinnung vorhanden war, mag das dienen, was der Sohn des Generalstabschefs Kodama von seinem verstorbenen Vater erzählte, daß dieser während der vierzehntägigen Kämpfe bei Mukden jeden Morgen nach dem Aufstehen zur aufsteigenden Sonne hingewandt leise geredet habe. Als sein Sohn ihn nach der Bedeutung fragte, gab er zur Antwort: „Wenn ein Mensch alles getan hat, was in seiner Macht steht, so bleibt nichts übrig als die göttliche Hülfe.“ Die große Tageszeitung „Nippon“ führt dazu aus, daß dies immer die Art der Bushi (Ritter) gewesen sei, unter ihren Hauptregeln habe sich immer noch der Glaube an die Kami und Hotoke (Shinto- und buddhistischen Gottheiten) befunden. Auch die siegreich heimgekehrten großen Heerführer, General Kuroki und Feldmarschall Nogu, hätten immer vor großen Unternehmungen gebetet!

C. Die Lage des Christentums.

Besonders starke Bewegungen auf religiösem Gebiete sind im letzten Jahre nicht zu verzeichnen. Hie und da hat man unter den Christen Erleuchtungen zu erwecken gesucht, die aber nach einigen Anfängen wieder in nichts verfielen. Auch traten hie und da Ekstatiker auf, die sich hoher Gesichte und Offenbarungen rühmten, auch Heilande, nicht nur bei Christen, auch unter den Buddhisten, die zwar nichts ausrichteten, aber doch die Tatsachen offenbaren, daß es in Japan unter einer anscheinend gleichgültigen Oberfläche doch religiös gärt, und daß die Möglichkeit des Ausbruchs starker religiöser Bewegungen vorhanden ist. Die christliche Missionsarbeit ging ihren regelmäßigen Gang weiter und begann zu ernten, was sie während des Krieges durch Arbeit an den ausziehenden und heimkehrenden Kriegern, in Hospitälern und auf den Etappenstraßen gesät hatte, nicht nur in der Weise, daß der Widerspruch gegen das Christentum in breiteren Kreisen immer mehr verstummt ist und das Volk empfänglicher geworden ist für die Verkündigung evangelischen Christentums, sondern auch in der Weise, daß die Bekennerzahl sich langsam weiter mehrt. Die letzte statistische Tabelle für das Ende des Jahres 1905 gab die Zahl der Protestanten auf 60 862 an; wenn man freilich die einzelnen Posten addiert, so erhält man 62 281. Im Vorjahr war die Zahl auf 66 133 angegeben worden; doch war nachgewiesen worden, daß die Kumiai-Kirchen sich um etwa 5000 Seelen zu ihren Gunsten verrechnet hatten, so daß auch das letzte Jahr tatsächlich ein Plus gebracht hat. Die Statistik der römisch-katholischen Kirche gibt 59 437 Seelen und die der griechischen 29 115 Seelen an, so daß die Gesamtzahl der in den organisierten Kirchen vereinigten Christen jetzt 149 414 beträgt. Diese Zahl stellt aber natürlich keineswegs die Gesamtzahl der japanischen Christenheit dar. Es besteht noch immer eine Scheu vor der Zeremonie der christlichen Taufe, wie überhaupt vor dem Eintritt in eine Kirchenorganisation, und viele, die innerlich vom Christentum überzeugt sind und sich selber Christen nennen, bleiben abseits stehen. So stellen denn die organisierten Gemeinden gleichsam die Garde des japanischen Christentums dar, auf deren Propagandaeifer die Erhaltung und Ausbreitung des Christentums in Japan zum größten Teile beruht.

Von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des japanischen Christentums könnte die Jahresversammlung des japanischen Zweiges der Evangelischen Allianz werden, die im letzten Frühjahr in Tokyo mehrere wichtige Beschlüsse faßte. Der eine war der, eine neue Bibelübersetzung herzustellen, die besser als die bisherige dem Geiste der japanischen Spache angepaßt ist. Das ist sicher etwas, was gut und nötig ist; aber wenn man nun beabsichtigt, ein solches Werk ganz ohne die Hülfe der Missionare herzustellen, so fragt sich doch, ob unter den japanischen Theologen jetzt schon genug Leute mit der nötigen theologischen Durchbildung und vor allem mit der nötigen Kenntnis der Ursprachen der Bibel vorhanden sind. So wird denn wohl dieser Beschluß noch weit von seiner Ausführung entfernt sein. Weit wichtiger war darum ein anderer, nämlich aus dem Namen der Allianz das Wort „evangelisch“ zu streichen, was nach englisch-amerikanischem Sprachgebrauch so viel wie „orthodox“ bedeutet. Es soll durch diesen Beschluß der freieren Richtung innerhalb der Kumiai-Kirchen mehr Bewegungsfreiheit auf dem Boden der Allianz eingeräumt werden. Damit würde freilich die Verbindung des japanischen Zweiges des Allianz mit der internationalen Allianz durchschnitten werden, und so denkt man denn auch in Japan daran, an Stelle der Allianz etwas Neues zu schaffen, nämlich eine Union der verschiedenen japanischen Kirchen, welche den Weg bahnen soll zur Gründung einer alle Richtungen umfassenden japanischen Nationalkirche. Das ist ein Beschluß von der weitgehendsten Bedeutung, und es verlohnt sich wohl, einige wichtige Stimmen zu dieser Frage zu vernehmen, die uns zeigen, ein wie weitblickender und kühner Geist auf dem Missionsfelde und in der japanischen Christenheit herrscht.

Rev. Dr. Deforest, der würdige und unermüdliche Missionar des American Board zu Boston (Kongregationalist), der selbst auf eine zweiunddreißigjährige Tätigkeit in Japan zurückschauen kann, führte in einer großen Rede auf der oben erwähnten Versammlung unter anderem folgendes aus:

„Obwohl ich nur für mich selber rede, glaube ich doch fest, daß viele Missionare der verschiedensten Sekten immer mehr einsehen, daß es ziemlich vergebens ist, eine strenge Sektenorthodoxie (denominational evangelium) in solch einem Lande, wie es das Ihrige ist, zu verbreiten, und daß dieselben für den Erfolg einer solchen Föderation, wie Sie dieselbe eben beschlossen haben, mit mir beten. Wir glauben, daß in der Entwicklung der Missionen eine neue Ära anbricht, beruhend auf einem besseren gegenseitigen Verständnis von Orient und Okzident und auf einer weitherzigen Auffassung von Gottes Absichten mit seinen Kindern. Wir glauben, daß zusammen mit der Zunahme von Glauben und Leistungsfähigkeit bei den japanischen Christen die Zeit für Sie gekommen ist, ein unabhängiges japanisches Christentum zu schaffen, das den Geist der Gerechtigkeit und Selbstverleugnung verkörpert, welcher in so hervorragender Weise in Ihrer Geschichte zutage getreten ist, — ein Christentum, welches lebendige Beziehungen zur japanischen Gesellschaft hat und ohne die Fesseln westlicher Formen und Glaubens-

bekenntnisse fortarbeitet an dem großen Werke, Japan zu einer christlichen Macht zu machen . . ."

„Es ist nach Gottes Willen Raum genug vorhanden für die Enwicklung orientalischer Formen und Bekenntnisse des Christentums, welche eine von denen des Westens abweichende Varietät darstellen und das Christentum als die Verwirklichung der universellen Religion nur bereichern werden. Sie haben das Recht und die Pflicht, unter der Leitung und Eingebung des heiligen Geistes aus Gott Ihre eigene christliche Kirche oder auch Kirchen zu gründen in der Weise, wie sie am besten das soziale und nationale Leben Ihres geliebten Japan umspannen können."

„Wir Missionare haben uns sichtbar verändert und haben das Missionsmotiv des 19. Jahrhunderts fallen gelassen, nämlich das Motiv des Mitleids, welches aus unserer Unkenntnis der Weltverhaltnisse seine Nahrung zog. Wir haben die Lehre uns angeeignet, welche Dr. Hirasawa uns auf unserer Konferenz im Jahre 1900 gab, daß das Motiv für das Missionswerk nicht das Mitleid oder etwas ähnliches sein solle, sondern etwas, was höher und größer ist, was beruht auf der Achtung und der wahren Sympathie mit den materiellen Fortschritten und der Entwicklung der Volksbildung in unserem Lande. Wir Christen des Westens versuchen, uns über den Sektengeist zu erheben, und wir werden uns freuen, einen Zweig der Kirche Christi hier entstehen zu sehen, welcher sowohl die Kirche Christi als auch in Wahrheit Ihre Kirche darstellt . . ." (Japan Weekly Mail, 26. Mai 1906.)

Nach der Versammlung schrieb die „Kiristokyo Sekai" (Christliche Welt), das Organ der unabhängigen Kumiai-Kirchen, zu dieser Frage folgendes (vgl. Japan Weekly Mail vom 2. Juni 1906):

„Die Ernennung eines Komitees von 25 Gliedern aus allen Hauptsekten, die mit der Allianz in Verbindung stehen, um Schritte für eine Union der japanischen Kirchen zu tun, war eine Maßregel von großer Wichtigkeit. Es ist unmöglich. vorherzusagen, ob dabei etwas Gutes herauskommen wird. Aber wir benutzen diese Gelegenheit, um die Stellung der Kumiai-Kirchen zu der geplanten Bewegung zu erklären. Seit Jahren haben wir den engen Sektengeist vieler Kirchen beklagt. Die Glaubensunterschiede unter den Gliedern jeder vorhandenen Kirche müssen zahlreich sein. In jeder Sekte gibt es 20—30 Richtungen, welche in verschiedenen Stücken voneinander abweichen. Wir behaupten, daß keine wahre Union möglich ist, ohne daß sie beruht auf unserem kongregationalistischen Prinzip, keine Glaubensbekenntnisse aufzustellen, welche man unterschreiben muß. Wir haben in unseren Reihen jede Art von Christen, von den Ultracalvinisten bis zu den Unitariern hin, von Gläubigen mit freien Ansichten in der Bibelkritik bis zu den Christen vom Typus der Plymouthbrüder und der Quäker. Wenn wir zusammenkommen, so wissen wir, daß wir verschieden sind. Aber wir versammeln uns in brüderlicher Liebe. . . Wir kritisieren nicht einer den Glauben des anderen. Wir versammeln uns als Brüder und Schwestern in Christo, welche Glaubensfreiheit für sich selbst beanspruchen und sie willig anderen gewähren. Soll nun der Sektengeist aus dem japanischen Christentum entfernt werden, so kann es nur geschehen durch eine Union der Sekten auf Grundlage der Prinzipien der japanischen Kongregationalisten. Unsere Kumiai-Kirche ist ein neuer Johannes der Täufer, welcher die Ankunft einer neuen Form des Christentums in diesem Lande verkündet. . . . Union muß auf christlicher Liebe beruhen und nicht auf einer Übereinstimmung der Dogmen."

Und „Fukuin Shimpo" (Das Evangelium), das Organ der vereinigten Presbyterianer, läßt sich also vernehmen (vgl. Japan Weekly Mail a. a. O.):

„Das gewählte Komitee besteht aus 6 Kongregationalisten, 6 Methodisten, 6 Presbyterianern und 7 Vertretern anderer Kirchen. . . . Sie haben die Aufgabe, Statuten für die geplante Nationalkirche zu entwerfen. Ob es ihnen gelingen wird, eine gemeinsame Bekenntnisbasis für diese Union zu finden? . . Der Traum, daß wir eines Tages eine unabhängige, sich selbst unterhaltende, interkonfessionelle Kirche in diesem Lande sehen werden — ein Traum, den einige von uns schon vor 30 Jahren hatten . . . — —, erscheint uns keineswegs als unrealisierbar. Wir fordern unsere Mitchristen auf, einen neuen Weg zu gehen, sich dagegen aufzulehnen, daß dieses Land das versteinerte europäische und amerikanische Christentum annehmen solle, daß in dieser Weise die Geschichte sich einfach wiederholen solle, und wir erwarten von ihnen, daß sie eine Kirche gründen, welche in jeder Beziehung dem Zeitalter entspricht, in welchem wir leben, und den Gemütsbedürfnissen und Überzeugungen der japanischen Nation sich wirklich empfiehlt."

Das sind große Worte, die mit Recht die skeptische Frage hervorrufen, ob denn die Handvoll Japaner, die an der Spitze dieser Bewegung stehen und sich so leicht hinwegsetzen wollen über die Formen des Christentums, welche Nächstenliebe und Glaubenseifer der okzidentalischen Christenheit ihnen darbietet, auch wirklich imstande sein werden, das Große durchzuführen, oder ob nicht eher eine Verwirrung der Gemüter und eine Störung des einträchtigen Zusammenwirkens der Missionen mit der kleinen Schar von japanischen Christen und damit eine Hinderung des gedeihlichen Fortschrittes des Missionswerkes in Japan die Folge sein wird. Aber eins wird doch auf jeden Fall in erfreulicher Weise klar, daß die japanischen Christen eifrig daran arbeiten, das Christentum selbständig zu erfassen, und daß darum hier wenigstens zum erstenmal in der modernen Missionsgeschichte die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit sich zeigt, daß ein Missionswerk zur Reife kommt, insofern in absehbarer Zeit in Japan die Aussicht vorhanden ist auf das Entstehen einer in jeder Beziehung selbständigen Kirche, welche der Hülfe von außen her in der Form von besonderen Missionsarbeitern nicht mehr bedarf. Mag bis zur vollen Verwirklichung dieser Aussicht auch noch ein halbes Jahrhundert verfließen, Japan bliebe darum doch dasjenige Missionsfeld, wo die Missionsarbeit die schnellsten Früchte gezeitigt hätte, indem sie sich, was ja ihr Zweck ist, am schnellsten entbehrlich gemacht hätte.

Wodurch sind die Arbeiter der Kirche entfremdet?

In dem Artikel „Können die Arbeiter für Kirche und Evangelium wieder gewonnen werden" in Nr. 1 dieses Jahrganges waren auch verschiedene Gründe angegeben worden, warum die Arbeiter in Berlin und anderen Großstädten der Kirche so fern stehen. Viel Vorzügliches war darin gesagt. Aber den tiefsten Grund dieser Erscheinung habe ich in dem Aufsatz vermißt. Von diesem tiefsten Grunde aus wird aber diese Erscheinung erst voll verständlich.

Die großstädtischen Arbeiter sind ihrer größten Mehrzahl nach erst in den letzten Jahrzehnten aus den Provinzen in die Großstädte eingewandert. Und diese Wanderung dauert ja noch fort. Und die Klagen unserer ostelbischen Großgrundbesitzer über Arbeitermangel zeigen, woher diese Arbeiter der großen Städte stammen. Ich kann nur von hinterpommerschen Verhältnissen reden; die sind ja aber auch typisch für ganz Ostelbien und seine ländlichen Verhältnisse. Wer die pommerschen Landarbeiter kennt mit ihrer schwerfälligen Bedachtsamkeit, ihrem zähen Heimatssinn, ihrem beschränkten Gesichtskreis, ihrem durch härteste Mühsal gedrückt und stumpf gewordenen geistigen Empfinden, die unter normalen Verhältnissen fest davon überzeugt sind, nur in ihrem Dorf könne ein Mensch glücklich sein und garnicht fassen können, daß es in anderen deutschen Gegenden schöneres Leben geben soll, der fragt sich immer wieder staunend: Was treibt diese Leute in großen Scharen von der Scholle,

aus der Heimat in die weiteste Ferne? Es müssen die schwersten Gründe sein, ganz unbefriedigende Lebens- und Arbeitsverhältnisse, die das vermögen, diese unbeweglichen Leute zu so entscheidendem Schritt zu treiben. Die denkbar schlechtesten Wohnungen, unleidliche Behandlung, Vorenthaltung des Arztes und andere schlimme Dinge, das sind diese schweren Gründe. Es ist nicht Vergnügungssucht, nicht einmal der Freiheitsdrang, sondern die bitterste Lebensnot, die sie von hier fortziehen läßt. Denn wo auf einzelnen Gütern Lebens- und Arbeitsverhältnisse auch nur leidlich sind, da haben hier in Hinterpommern die Güter noch Arbeiter genug und kommen ohne Polen und andere Fremde aus.

So kommen diese Leute in die großen Städte als verbitterte Leute, mit großer Abneigung gegen die Besitzenden und mit großer Abneigung auch gegen Kirche und Pastor. Wenn diese Leute alle als Heiden, die Kirche und Christentum noch nicht kannten, in die Großstädte kämen, wäre es ja viel leichter für die großstädtischen Pastoren, die Arbeiter für Kirche und Evangelium zu gewinnen. Diese christlich getauften, konfirmierten, getrauten Arbeiter bringen aber in die Großstadt die Abneigung gegen die Kirche schon mit. Und diese Abneigung ist verschuldet durch die hier herrschenden kirchlichen Verhältnisse. Unter normalen Verhältnissen sind die Gemeinden hier sehr kirchlich, oft erstaunlich kirchlich. Aber die Arbeiter sind es nicht mehr, mit großem Mißtrauen stehen sie dem Pastor und der Kirche gegenüber. Und man kann das begreifen. Das Regiment haben hier, wie bekannt, die konservativ-agrarischen Großgrundbesitzer. Diese Herren sind ausgesprochene Gegner des Reichstagswahlrechts, der Alters- und Invalidenversicherung, der Freizügigkeit und der Hebung der Volksschule. „Mehr als ein bißchen lesen und schreiben braucht der Arbeiter nicht zu lernen", das sagt ein konservativer Abgeordneter in einer Wahlrede vor Arbeitern. Und die Arbeiter wissen das alles, sie wissen also, was sie von diesen Herren zu erwarten haben. Und diese Herren spielen sich — sie sind meist Kirchenpatrone — als Beschützer der Kirche und des Christentums auf. Sie erklären in den Wahlversammlungen (vor den Arbeitern), sie seien die Vertreter „der christlichen Weltanschauung" im Gegensatz zu den Liberalen. Ein konservativer Abgeordneter erklärt: „Mein Gegner soll (!) ein gewisser Herr X sein. Er ist liberal. Folglich (!) hat er keinen Gott und kein Vaterland. Kein Christ kann ihn wählen."

Und mit diesen Herren halten fast ohne Ausnahme die Pastoren engste Freundschaft. Deren Gunst wird umworben, den Arbeitern aber wird gepredigt: Ihr müßt zufrieden sein, müßt nicht murren, das ist unchristlich. Für die elenden Zustände der Arbeiter fehlt bei vielen Pastoren jedes Verständnis. Und wo ein Pastor die Not sieht, hat kaum einer den Mut, dem Gutsbesitzer auch einmal das Gewissen zu schärfen. Solche Anmaßung würde ja auch mit dem größten Zorn abgewiesen werden und der Pastor fortan als liberal gelten. Und das ist hier ein schreckliches Wort! Ein orthodoxer Pastor hat in Pommern den Mut gehabt, sich jetzt als liberalen Reichstagskandidaten aufstellen zu lassen. Sobald das bekannt wird, erheben in dem Lokalblatt 19 Pastoren und 2 Superintendenten der Umgegend einen flammenden Protest voll Entrüstung, daß ein Pastor der Gegenkandidat sei des konservativ-agrarischen Kandidaten, welcher für Thron und Altar kämpfe. Ein anderer Pastor erklärt in einer Versammlung, das seien die „ungläubigen" Pastoren, die politisch liberal seien.

Dies sind nur einige Bildchen für die ganze Lage, aber Bildchen, die die ganze Lage, nicht etwa bloß ihre Auswüchse, wiedergeben. Die politischen, wirtschaftlichen Gegensätze stehen hier außer Erörterung. Aber in Sorge muß man sein um das Schicksal der Kirche, die solche Vertreter hat. Man urteilt milder darüber, daß die Arbeiter sagen: Unsere Feinde sind Junker und Pfaffen. Und heißes Mitleid regt sich im Herzen mit dem großen, armen Volk der Arbeiter, denen das Evangelium Jesu in solcher Gestalt gebracht wird. Arbeiter sind auch Menschen. Wer will zürnen, daß sie sagen: Wenn das das Christentum ist, dann ist es uns nichts wert? Es ist bei ihnen keine Religionsfeindschaft. Aber ihr religiöses Sehnen ist fast am Sterben. Und wer trägt die Schuld?

Der tiefste Grund der Unkirchlichkeit der Großstadtarbeiter ist nicht in den Verhältnissen der Großstädte zu suchen, sondern in den kirchlichen Zuständen der Provinz, aus der die Arbeiter kommen. Da muß geholfen werden. Und zwar gründlich.

Zanow in Pommern. Lic. theol. Witte, Pastor.

Allerlei.

Ein Bethaus schlechtweg, ohne konfessionellen Charakter, soll nach der Bestimmung der Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) die Kapelle sein, die in der Blindenanstalt Vatra Lumierei (Der leuchtende Herd) errichtet worden ist, da neben griechisch-orthodoxen Pfleglingen auch solche anderer christlicher Bekenntnisse und auch Juden und Muhammedaner in der Anstalt verpflegt werden.

Ein beförderter Gott. Eine religions- und missionsgeschichtlich interessante Meldung aus China bringen die „Basler Nachrichten" vom 3. Januar 1907. Es wird gemeldet: „Durch kaiserliches Edikt wird Konfuzius in den gleichen göttlichen Rang erhoben wie der Himmel und die Erde, deren Kultus dem Kaiser vorbehalten ist." In China reicht die kaiserliche Gnade bis ins Götterreich. Wie wird sich der gute Konfuzius gefreut haben, als er seine Beförderung in den allerhöchsten Götterrang vernahm. Aber die Sache hat eine Kehrseite. Denn der Meldung, die zuerst lautet wie ein Triumph der konfuzianischen Staatsreligion Chinas, folgt die Auslegung: „Man glaubt, daß dieses Edikt eine Aufmerksamkeit der Regierung gegenüber den christlichen Studierenden der Staatsschulen sei, die eine uralte Sitte zur Verehrung der Tafeln des Konfuzius verpflichtete. Durch das Edikt wird Konfuzius der Verehrung durch die Staatsschulen entzogen." Das heißt, bisher waren die Staatsschulen mit ihrer offiziellen Konfuziusverehrung für Christen eigentlich unmöglich und damit wohl auch die Staatskarriere. Die Jesuiten suchten diesem Problem dadurch auszuweichen, daß sie schon 1645 beim Papst anfragten, ob nicht die Kniebeugung vor Konfuzius, verbunden mit einer christlichen Reservatio mentalis den chinesischen Christen als Akkomodation an die Landessitten zu gestatten sei. Eine so laxe Missionspraxis drang aber zum Glück selbst bei den katholischen Missionen nicht durch; daß sich die evangelischen Missionen auf eine solche Fragestellung gar nicht einließen, ist selbstverständlich. Nun ist die schwere Wahl für den Chinesen zwischen Staatsschule und Christentum beseitigt. Konfuzius ist ein so hoher Gott geworden, daß nur noch der Kaiser im Kult ihm nahetreten darf. Also besteht für keinen Staatsschüler mehr die Pflicht, ihn mit bestimmten Zeremonien zu verehren. Gedanken sind auch in China zollfrei, und ein Christ kann jetzt ruhig die Staatsschulen besuchen. So ist das Edikt, so gut heidnisch es lautet, tatsächlich eine Konzession an das Christentum, die an das erinnert, was für die abendländische Welt Konstantin tat. Man darf gespannt sein, wie die Missionare die neue Lage beurteilen werden, ob sie darin mehr Nutzen oder Gefahr erblicken. (Kirchenblatt f. d. ref. Schweiz.)

Katholizismus und Protestantismus stellt der k. k. Legationssekretär a. D. Dr. Graf Heinrich Coudenhove-Kalergi in seinem Buch „Zur Charakteristik der Los von Rom-Bewegung" (bei Gerold u. Co. in Wien erschienen) zusammen Der „Ev.-prot. Kirchenbote f. E.-L." Nr. 2 teilt daraus folgende Stelle mit: „Der Katholizismus ist das Reich der Verneinung und darum nicht von dieser Welt. Der Protestantismus ist eine Religion für das Reich dieser Welt, die bequemste, vergnügteste, die den Lebenswillen, die Lebensfreude am meisten bejahende Religion. Darum hat er auch in dieser Welt die meisten Erfolge erzielt. Alle protestantischen Staaten haben alle katholischen weitaus übertroffen. In Ungarn sind die Protestanten den Katholiken weitaus überlegen. Ein Offizier hat mir einmal versichert, man erkenne in Ungarn bei den stellungspflichtigen Rekruten die Religion sofort, wenn sie entkleidet sind. Der Ungewaschenste ist der Orthodoxe, dann komme der Katholik, am gewaschensten sei der Protestant. Man erkennt in Deutschland sofort, ob ein Dorf protestantisch oder katholisch ist. Ist das Dorf rein, nett, in Ordnung, klappt alles, so ist es sicherlich protestantisch, und das Hauptverdienst gebührt dem Pastor. Die Zahl der unehelichen Kinder ist geringer in protestantischen Ländern: kurz in allem, was man Kultur und Zivilisation nennt, ist der Protestantismus voraus. . . . Aber Heilige, wie die heilige Theresia, Elisabeth, Hildegard, einen Ignatius von Loyola, Franz von Assisi, Vinzenz von Paul, diese Edelmenschen sucht man im Protestantismus umsonst." — Nun, wir hoffen, sie werden auch niemals im Protestantismus zu finden sein, wie denn der Katholizismus sie auch hat erst erfinden und machen müssen. A. F.

Vom Büchertisch.

Wilhelm Heß, Professor a. D. Die Bibel. Praktische Einführung in Inhalt und Verständnis der heiligen Schrift für höhere Lehranstalten. Zweite Auflage. J. C. B. Mohr, Tübingen 1906. 87 Seiten. 1 Mk., geb. 1.40 Mk.

Es ist erfreulich, daß dieses Büchlein eine zweite Auflage erlebt hat. Vorurteilslos werden die Ergebnisse der historisch-kritischen Bibelforschung hier in knappster Form brauchbar gemacht für den Unterricht an höheren Schulen. Möchte das kleine Werk recht viel benutzt werden! C. St.

Unsere Stellung als evangelische Christen zur Feuerbestattung. Von Friedrich Heine, Pastor zu Wörbzig. Verlag von Otto Schulze, Coethen 1907. 30. S.

Das aktuelle Thema wird in dieser kleinen Schrift unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte behandelt. Die kirchliche Rechtslage ist m. W. in Preußen keine andere als in Anhalt, auf welche sich der Verfasser in erster Linie bezieht.

Heine fragt: Stellt die Feuerbestattung tatsächlich eine bewußte Verachtung des göttlichen Wortes und der kirchlichen Ordnung dar? Er prüft sorgfältig die sämtlichen Gründe der Gegner und kommt zu dem Resultat: Wir müssen vom Standpunkte des evangelischen Gewissens und der evangelischen Freiheit aus dagegen Einspruch erheben, daß man fürder noch Mittel der Kirchenzucht in Anwendung bringe, um Freunde der Feuerbestattung noch im Tode zu brandmarken Es falle jeder Unterschied in der kirchlichen Behandlung der zu Bestattenden!

Das Schriftchen sei hiermit unseren Gesinnungsgenossen bestens empfohlen. Lic. Bittlinger.

Bei der deutschen evangelisch-reformierten Gemeinde zu Frankfurt am Main ist eine

Pfarrstelle

zu besetzen. Bewerbungen sind bis zum 1. April 1907 **an das Aktuariat der Gemeinde (Frankfurt a. M., Rotekreuzgasse 12)** einzureichen. Von dort sind auch die näheren Auskünfte über die Bezüge der Stelle einzuziehen.

Frankfurt a. M., 1. Februar 1907.

Das Presbyterium.

Keine Trunksucht mehr.

Eine Probe von dem wunderbaren Cozapulver wird gratis geschickt.

„Kann in Kaffee, Thee, Bier, Wasser, Essen oder Spirituosen gegeben werden, ohne dass der Trinker es zu wissen braucht.

COZAPULVER erzielt die wunderbare Wirkung, dass die Spirituosen dem Trinker widrig vorkommen. **COZAPULVER** wirkt so still und sicher, dass Frau, Schwester oder Tochter ihm dasselbe ohne sein Mitwissen geben kann und ohne dass er zu wissen braucht, was seine Besserung verursacht hat.

COZAPULVER hat Tausende von Familien wieder versöhnt, hat von Schande und Unehre Tausende von Männern gerettet, welche nachher kräftige Mitbürger und tüchtige Geschäftsleute geworden sind. Es hat manchen jungen Mann auf den rechten Weg zum Glück geführt und das Leben vieler Menschen um mehrere Jahre verlängert.

Das Institut, welches das berühmte **echte Cozapulver** besitzt, sendet an diejenigen, die es verlangen, gratis eine Probe und ein Buch mit 1500 Dankschreiben. **Cozapulver** ist als ganz unschädlich garantiert. Korrespondenz in Deutsch.

COZA INSTITUTE 62, Chancery Lane, London 4789. (England).

Porto für Briefe: 20 Pfg., für Postkarten: 10 Pfg.

Kirchen-Teppiche

gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse nach Entwürfen von Professor Beck liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

Wilhelm Röper

Leipzig, Goethestrasse 1

Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoher Kirchenbehörden gratis und franko.

DER VOLKSERZIEHER

Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben.

Organ der Volkserzieher-Gemeinde.

Zugleich: **Der Bücherfreund** Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft.

Organ der Volkserzieher-Bibliothek.

Herausgeber: Wilhelm Schwaner.

Abonnenten beider Blätter sind gegen Zahlung von 1 M. jährlich Mitglieder der fast d. ganze moderne Literat. umfassend. Volkserzieher-Bibliothek. Man fordere ein unentgeltliches Probeabonnement auf einen Monat vom

Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee, Mariannenstr. 10.

Daselbst sind auch Prospekte der **Germanen-Bibel** kostenlos zu haben.

DIE HILFE.

WOCHENSCHRIFT für Politik, Kunst und Literatur.

Notwendig für jeden Gebildeten, bringt regelmässig

POLITISCHE NOTIZEN

Politische u. volkswirtsch. Aufsätze

Soziale Bewegung

Unsere Bewegung.

Aesthetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze.

Novellen — Kunstliteratur

Allerlei — Briefkasten.

Herausgeber:

D. FR. NAUMANN.

Verlangen Sie kostenfreies Probeabonnement vom

VERLAG DER HILFE

BERLIN-Schöneberg.

PARAMENTE

von

P. Bessert-Nettelbeck,

Kgl. Hof-Kunststickerei-Anstalt

BERLIN, S.W.12, Markgrafenstr. 27a

sind allseitig anerkannt als

würdig, gediegen u. preiswert.

Muster und Vorschläge

unentgeltlich und postfrei.

J. F. Weule

BOCKENEM a/Harz.

Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gern und unentgeltlich mit, was mir von jahrelangen, qualvollen Magen- u. Verdauungsbeschwerden geholfen hat

A. Hoeck, Lehrerin,

Sachsenhausen b. Frankfurt a. M.

Wir bitten,

Probenummern

zur Verteilung

an

Interessenten

zu verlangen.

Verlag des Protestantenblattes.

Gesundheit, Kraft Schönheit

verleihen die mehrfach preisgekrönten **Friedensauer**

NUSS-Nährmittel

Als konzentriert eiweisshaltig (31%) und zugleich fettreich (56%) hervorragend bewährt u. geradezu einzig für Sportsleute, Athleten, Touristen. 90 Pfg. bis 2 Mark das Pfund. Nuss-Biskuits 50 Pfg. — Erklärende Preisliste versendet kostenfrei

Deutscher Verein für Gesundheitspflege.

Friedensau, Post Grabow, Bez. Magdeburg.

H. Becker i. Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak.** 10 Pfd.-Beutel fco. 8 Mk. **Cigarren billigst.**

Prämiiert: Amsterdam 1883.

Rhein, Mosel- u. Rotweine.

Beste Bezugsquelle in Flaschen u. Gebinden. **Helbig & Mundschenk,** Weinbergsbesitzer, **Bingerbrück a. Rh.** Anstellung und Proben gratis!

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 7.

Berlin — Bremen.

13. Februar 1907.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Aus Berlin. — Orthodoxe Hetze gegen D. Fischer. — Von der Weimarischen Landessynode. — Noch mehr Stimmen über die Erklärung preußischer Pfarrer.

Tagebuch.

Aus Berlin. In der Markusgemeinde hat der kirchlich-liberale Parochialverein eine energische Erklärung gegen die Schmähungen und Verleumdungen der Liberalen durch die sog. kirchliche Presse, erlassen:

„1. Gegenüber den von orthodoxer Seite immer wieder gebrachten falschen Nachrichten und irreführenden Bemerkungen zur Kirchenwahl von St. Markus, wodurch diese zu einer liberalen Ungeheuerlichkeit gestempelt werden soll, erklären wir, daß die liberale Agitation bei dieser Wahl in keiner Weise über das Maß der für die kirchliche Agitation allerwärts anerkannten und geübten Bewegungsfreiheit hinausgegangen ist.

2 Wir erklären außerdem noch ausdrücklich in bezug auf die jeweiligen Berichterstattungen und Bemerkungen des „Evangelischen kirchlichen Anzeigers“, wie des „Reichsboten“ und der „Kreuzzeitung“, daß wir dort fast nur Unwahres gefunden haben, wobei diese Blätter in derselben Tendenz der Schmähung des Liberalismus arbeiten, wie sie in der folgenden Agitationskarte der Positiven ganz roh hervortrat:

> Sehr geehrter Herr! Sie haben bei unserer heutigen Kirchenwahl noch nicht gewählt. Gewaltig sind die Anstrengungen der Liberalen und Bier und Schnaps begeistern ihre Wähler (auf der Karte unterstrichen).
>
> Wir müssen alle Kräfte aufbieten, damit der Glaube unserer Väter weiter in St. Markus gepredigt werden kann. Wir bitten usw. Der Wahlausschuß der Positiven von St. Markus.

3. Wir sind weit davon entfernt, irgend einem positiv-gläubigen Gemeindemitgliede oder Geistlichen in ihrem Glauben hinderlich sein zu wollen, wie die Gegner uns verleumderisch vorwerfen, aber wir sind auch nicht in der Lage, uns von der positiven Partei die Frömmigkeit vorschreiben zu lassen, und behaupten als Mitglieder der Landeskirche unser protestantisches Recht der Freiheit im evangelischen Glauben gegenüber der Bindung des Glaubens und Lebens an die Formel der Bekenntnisse alter Zeiten. Wir wissen den „Glauben unserer Väter“ anders und besser zu ehren und zu wahren, als dadurch, daß wir durch ihre Bekenntnisse uns im Gewissen knechten lassen.

4. Wir protestieren gegen den sehr deutlichen Versuch, die Wahl von St. Markus einfach deshalb ungültig zu machen, weil sie aus liberaler Agitation und unter der der Behörde mißfälligen Beteiligung unserer liberalen Geistlichen an ihr hervorgegangen ist, womit man auf eine Entrechtung der freien Richtung in der Kirche durch einen verfassungswidrigen Gewaltakt hinaus will.“

Über diese Erklärung quittiert der „Reichsbote“ Nr. 27 ohne Abdruck der Erklärung mit folgender Notiz:

> Dem liberalen Parochialverein der Markusgemeinde ist die Besprechung der häßlichen Vorgänge bei der Wahl in St. Markus („Volkszeitungs“-Hetze, skandalöse Agitation u. dgl.) begreiflicherweise sehr unangenehm. Ohne einen einzigen Punkt der Angaben, die uns mit Unterschrift vorliegen, zu widerlegen, erklärt er einfach, in der Berichterstattung über diese Vorgänge „fast nur Unwahres“ gefunden zu haben. Daß er überhaupt schon „fast“ sagt, läßt gerade bei den Liberalen der Markusgemeinde gewiß tief blicken. Im übrigen ist ja aber auf ganz allgemeine „Unwahrheits“-Erklärungen nichts anderes zu antworten, als daß es eben die Gewohnheit eines Angeklagten ist, rundweg zu bestreiten.

So lange der „Reichsbote“ seinen Lesern keine Mitteilung vom Wortlaut der obenzitierten Karten des „positiven Wahlausschusses“ gemacht hat und seine sittliche Entrüstung über die dort ausgesprochene Verleumdung einer großen Zahl von Gliedern einer evangelischen Gemeinde nicht Ausdruck gegeben hat, hat er kein Recht, den Sittenrichter oder den „gläubigen“ Staatsanwalt zu spielen. Der Wortlaut jener Karten war der orthodoxen Presse seit Mitte November bekannt, wir haben noch keinerlei Verurteilung solcher Handlungsweise gelesen und überlassen unseren Lesern das Urteil über die Höhe des Christentums dieser spezifisch christlichen „Presse“!

Inzwischen hat der Synodalvorstand der Synode Berlin I die Wahl in der Markusgemeinde für gültig erklärt. Gegen diese Entscheidung sollte, wie die „Ev. Kztg.“ mitteilt, beim Konsistorium Berufung eingelegt werden. Wie wir hören, hat der positive Gemeindekirchenrat von St. Marcus auf aussichtslose weitere Schritte verzichtet und die Einführung der neugewählten liberalen Hälfte für den 17. Februar beschlossen. Wir erkennen gern an, daß dieser Verzicht geeignet ist, eine raschere Beruhigung in der Gemeinde zu fördern.

Die Emmausgemeinde, gegen deren letzte Wahl Protest durch die Liberalen erhoben worden war, der nun vom Synodalvorstand als richtig anerkannt worden ist, wird eine Neuwahl vornehmen. — In der Zionsgemeinde hat der langjährige verdiente Vorsitzende des liberalen Parochialvereins, Stadtverordneter Modler, sein Amt wegen Überlastung mit anderen Geschäften niedergelegt und ist zum Ehrenvorsitzenden ernannt worden. Der Verein zählt 572 Mitglieder und wird sein 20jähriges Bestehen durch eine kirchliche Feier (hört! hört! auf der Rechten — aber so etwas hören sie nicht!) und einen Familienabend begehen.

*

Orthodoxe Hetze gegen D. Fischer. Der „Ev.-kirchl. Anzeiger“ druckt in seiner Nr. 4 einige Bemerkungen aus der Zeitung „Das Reich“ ab, die diese zu den Thesen D. Fischers von der kirchlich-liberalen Pastoralkonferenz vom 7. Januar d. J. macht. Natürlich ist in der betr. Anführung aus den Thesen gerade das weggelassen, was das Positive derselben über das Christentum ausmacht und nur das Negative angeführt. Es handelt sich ja darum, rufen zu können: quousque tandem! Wie lange soll das dauern! Am Schlusse kommen selbstverständlich die Markuswahlen und die „Schlepperdienste“. Und dann die Frage: Darf man vielleicht erfahren, warum Herr D. Fischer den an ihn ergangenen Bescheid des Evangelischen Oberkirchenrates nicht veröffentlicht hat? Gegenfrage: Darf man vielleicht erfahren, woher das „Reich“ oder der „Anzeiger“ weiß, daß überhaupt ein solcher Bescheid ergangen ist? Sollte es das aber aus D. Fischers Zuschrift an die „Nationalzeitung“ wissen, so weiß es auch, warum die Veröffentlichung noch nicht stattgefunden hat. (Vgl. Tagebuch der Nr. 5.)

Von der Weimarischen Landessynode.

-n- Der Bericht über die erste Tagung der IX. Weimarischen Landessynode hat lange auf sich warten lassen. Jawohl, er kommt leidlich spät! Ist's ein Wunder? Es ist ja der Landessynode selbst so gegangen. Am 5. Juli 1906 wurden die Synodalabgeordneten gewählt und am 16. Dezember 1906, also gerade neun Tage vor dem Weihnachtsfest, ist die Synode einberufen worden, — eine Weihnachtsbescherung, die mit sehr geteilten Gefühlen entgegengenommen worden ist und wohl auch, da verschiedentliche Klagen darüber laut geworden sind, sowohl im Interesse der Synodalen wie der Synode selbst den Synodalabgeordneten sobald nicht wieder zuteil werden dürfte.

Das Ergebnis der Wahlen war für die liberale Richtung ein günstiges. Von den 30 zu wählenden und den 4 vom Großherzog zu ernennenden Mitgliedern der Synode gehörten nur 5 zu den streng Konfessionellen. Eigentlich ist es bei unseren Synodalwahlen kaum je viel anders gewesen. Die Liberalen hatten stets die Majorität. Es trat das aber nicht in die Erscheinung. Man schloß sich früher nicht zu einheitlichem Vorgehen zusammen und hielt höchstens einmal ad hoc aut illud eine kurze Vorbesprechung. Bei Gelegenheit der VII. ordentlichen Landessynode aber — man war durch unliebsame Erfahrungen klug geworden — holte man das Versäumte nach. Seitdem dürfen wir in unserer Synode von einer liberalen Mehrheit reden.

Die erste Frucht dieses Zusammenschlusses war ein anders als früher zusammengesetztes Präsidium. Man brach mit der Gewohnheit, einen höheren Justizbeamten

auf den Präsidentenstuhl zu setzen und wählte Superintendent D. Braasch zum ersten Präsidenten. Zum ersten Vizepräsidenten wurde Schulrat Stier, damals in Apolda, gewählt. Die Stelle des anderen Vizepräsidenten wurde jedoch dem konfessionell gerichteten Abgeordneten von Rotenhan übertragen; einmal aus persönlicher Hochachtung, die auch von seiten seiner Gegner dem alten wohlverdienten Herrn entgegengebracht wird, sodann aber, um der Minorität, obgleich sie nicht einmal ein Fünftel der Gesamtheit darstellt, Berücksichtigung zuteil werden zu lassen. Ein Entgegenkommen, das allerdings seitens der Herren von der Rechten — es hätte ja auch sehr leicht anders gemacht werden können! — die rechte Würdigung noch nicht gefunden zu haben scheint!

Die IX. Landessynode wählte das frühere Präsidium wieder.

Die Vorlagen, die bei Eröffnung der Synode den Synodalen unterbreitet wurden, waren: Bericht über den Zustand der Landeskirche, ein Dekret betr. den Zentralfonds, die Pensionsanstalt, die Witwenpensionsanstalt und den Fonds zur Deckung der Synodalkosten, endlich ein Dekret betr. die von der VIII. Synode gestellten selbständigen Anträge. Bei der Kürze der Zeit war man sich von vornherein darüber klar, daß Verhandlungen über den Bericht betr. Zustand der Landeskirche gar nicht würden statthaben können. So traten denn auch nur die Ausschüsse für Petitionen, Rechnungswesen und Wahlprüfung in Tätigkeit und hätte eigentlich die erste Tagung der IX. Landessynode recht friedlich und harmlos verlaufen können, wenn nicht der Fall César vorausgegangen wäre. Dieser Fall, der die ganze deutsch-evangelische Welt monatelang auf das angelegentlichste beschäftigt und die Gemüter auf das tiefste bewegt hatte, konnte und durfte in der Weimarischen Landessynode nicht unbesprochen bleiben. Darüber waren sich die liberalen Mitglieder der Synode alle klar. Es werden sich wohl auch das Kirchenregiment und die Herren von der Rechten in dieser Hinsicht keiner Täuschung hingegeben haben. Wäre die Tagung der Synode eine längere gewesen, so hätten die Verhandlungen über den Zustand der Landeskirche Gelegenheit zur Anschneidung dieser wichtigen Frage geboten. Das war bei Lage der Dinge ausgeschlossen. Also konnte nur ein Initiativantrag helfen. Der wurde denn auch, von 24 Synodalen unterschrieben, in der Fassung eingebracht:

„Synode wolle beschließen: Großh. Kirchenrat wird gebeten, das Kolloquium für auswärtige, in ein Amt unserer Landeskirche berufene Theologen, die die vorgeschriebenen Prüfungen in anderen Landesteilen abgelegt haben, aufzuheben."

Zur Begründung war beigegeben:

„Die im Falle César ergangene Entscheidung der obersten preußischen Kirchenverwaltung unterliegt nicht unserer Beurteilung. Aber wir empfinden die darin bestätigte Verurteilung der theologischen Anschauung eines Dieners unserer Landeskirche, der in ihr unbezweifelt in Segen arbeitet, als eine Verletzung des Gemeinschaftsgefühls der deutschen evangelischen Landeskirchen, das in dem eben erst geschlossenen deutsch-evangelischen Kirchenausschusse einen zu weiterem Ausbau einladenden Ausdruck gefunden zu haben schien. — Die äußere Form für diese Verletzung des Gemeinschaftsgefühls des evangelischen Deutschlands bot die Einrichtung des sog. Kolloquiums für Theologen, die aus einer Landeskirche in ein Amt einer anderen übertreten wollen. Wir halten dafür, daß ein solches Kolloquium stets entweder eine unnötige Belästigung darstellt, oder zu einem Glaubensgericht wird, welches doch seinen Zweck nicht erreichen kann. Denn durch ein Glaubensexamen kann unmöglich die Befähigung eines Geistlichen für sein Amt nachgewiesen werden. Es ist uns nun bekannt, daß die Begründung des deutsch-evangelischen Kirchenausschusses unter der Verwahrung erfolgte, daß dadurch der Bekenntnisstand der einzelnen Landeskirchen keine Veränderung erfahren sollte. Aber wir hofften, daß er uns allmählich dem Ziele einer kirchlichen Einigung des evangelischen Deutschlands näher bringen sollte. Dazu gehört auch die kirchliche Freizügigkeit. Entgegen der Engherzigkeit, mit der sich das westfälische Konsistorium der Erreichung dieses Zieles entgegengestellt hat, bitten wir unseren Kirchenrat, auf dem bezeichneten Wege einen ersten Schritt zu tun und das Kolloquium für auswärtige, in Ämter unserer Landeskirche berufene Theologen, die die vorgeschriebenen Prüfungen in anderen deutschen Landeskirchen abgelegt haben, aufzuheben."

Der Abgeordnete Frenkel, der die Einbringung und Einführung des Antrags übernommen hatte, fügte dann des weiteren — wir wollen hier seine Worte ganz kurz zusammengefaßt wiedergeben — hinzu: Der Wunsch nach Abschaffung des Kolloquiums sei innerhalb des Weimarischen Pfarrervereins schon zu einer Zeit erörtert worden, als es noch keinen Fall César gab. Letzterer hat aber den Stein ins Rollen gebracht und den vorliegenden Antrag gezeitigt. Der Fall César ist weder eine rein persönliche, noch eine rein preußische Angelegenheit, sondern berührt die evangelische Kirche des Großherzogtums aufs tiefste. Ein tüchtiger und bewährter Pfarrer der Landeskirche hat eine ungerechte, kränkende und verletzende Beurteilung erfahren. In einer Zeit, wo viel von der evangelischen Zusammengehörigkeit und Vereinigung der Landeskirchen die Rede ist, hat die größte der deutsch-evangelischen Landeskirchen einen Weg eingeschlagen, der nicht zur Einigung, sondern zur Trennung führt. Das Kolloquium ist wert, beseitigt zu werden. Weimar mag eingedenk seiner Vergangenheit den anderen Landeskirchen mit gutem Beispiel vorangehen. Staatsminister Dr. Rothe, der es „auch nach Ausscheidung des Sensationellen und Persönlichen", ablehnte, auf diese Ausführungen des Näheren einzugehen, erklärte kurz und bündig: Die Sache gehört nicht vor die Synode. Sich hier mit dem Fall César beschäftigen, bedeutet eine Verirrung und eine Einmischung in die Verhältnisse einer anderen Landeskirche. Außerdem gehe der Antrag aus praktischen Gründen viel zu weit. Nicht nur im Staats-, sondern auch im kirchlichen Leben gelte der Grundsatz: Quieta non movere! Das Kolloquium sei und bleibe unentbehrlich!

Nun war man an dieser Stelle, von der aus in der vorigen Synode bei Gelegenheit des Antrags betr. Erweiterung der Befugnisse des Großh. Kirchenrates das Wort vom „polnischen Reichstag" gefallen war, ja auf eine nicht gerade freundliche Aufnahme des Antrags Frenkel und Genossen gefaßt, — aber eine so schroffe Ablehnung hatte man doch nicht vermutet. Die tiefe Verbeugung Se. Exzellenz vor dem preuß. Kirchenregiment und dem deutsch-evangl. Kirchenausschuß mußte verletzend auf die Synode wirken. Sie tat es auch. Nur war die Folge davon die, daß die nächsten Redner: Wendt, Braasch, Thümmel, Stegmann u. a. in desto entschiedenerer Form für das gute Recht der Synode eintraten, den Fall César vor der Öffentlichkeit verhandeln und über Wert oder vielmehr Unwert des Kolloquiums ein unumwundenes Urteil abgeben zu dürfen. Insbesondere die Worte des Präsidenten, die Gemeinden des Landes warteten geradezu auf einen Spruch der Synode, und es sei nötig, das Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit der Geistlichen zu stärken, wie die Ausführungen des Abgeordneten Thümmel, der mit zwingender Logik den Ausdruck „Sensationell" zurückwies und gegenüber dem: „Quieta non movere!" betonte, es handle sich hier gar nicht um quieta, da vielmehr auf kirchlich-religiösem Gebiete derzeit alles in einem Übergangsstadium sich befinde und der Wahrheit eine freie Bahn geschaffen werden müsse, wie, daß man, wenn man Kirche und Staat auf gleiche Linie miteinander stellen und die Diener jener an das Bekenntnis so gebunden erachten wolle, wie die Diener dieses an staatliche Ordnungen und Gesetze, man nach Rom gehen müsse, fanden lauten und wiederholten Beifall; der sich aber in offenbaren Unwillen umwandelte, als der Hauptredner der Rechten, Abgeordneter Buhler, der sonst wohl schon geschickter und taktvoller zu reden gewußt hat, sich hinreißen ließ zu sagen: die Synode mache sich, falls sie sich auf den Standpunkt des Antrags stelle, l ä c h e r l i c h!

In der zweiten Lesung des Antrags Frenkel und Genossen, die zwei Tage später erfolgte, kam ein Neues. Das Kirchenregiment hatte im Laufe der Verhandlungen der ersten Lesung gelegentlich eine Äußerung dahingehend getan, daß, wenn von dem, was der Antrag wünsche, irgend etwas erreicht werden solle, zuerst eine Einigung

der deutsch-evangelischen Kirchenregierungen hinsichtlich einer gemeinsamen Ordnung für die theologischen Prüfungen herbeigeführt sein müsse. Diese Äußerung hatte zu den folgenden Erwägungen Anlaß gegeben. Nahm die Synode — was gar keinem Zweifel unterlag — den Antrag auf Beseitigung des Kolloquiums an, so lag die Möglichkeit, um nicht zu sagen, die Wahrscheinlichkeit vor, daß das Kirchenregiment erklärte: Ihr verlangt von uns Unmögliches! Und der Beschluß der Synode wurde einfach ad acta gelegt. Der Beschluß der Synode war dann ein Schlag in's Wasser. Wenn aber unter Berücksichtigung des vom Chef des Kultusdepartements — absichtlich oder unabsichtlich, bleibe dahingestellt — angedeuteten Wegs ein Beschluß dahingehend gefaßt wurde: „Großh. Kirchenrat zu ersuchen, bei den deutsch-evangelischen Kirchenregierungen auf eine gemeinsame Prüfungsordnung hinzuwirken", so konnte die Großh. Kirchenregierung, besonders nach der oben angeführten Äußerung, diesen Beschluß nicht ignorieren, sondern mußte ihn weiter verfolgen. So kamen einige der Antragsteller zu dem Entschlusse, den ersten Antrag auf Beseitigung des Kolloquiums durch den anderen zu ersetzen, wie er in den vorstehenden Zeilen angedeutet ist. Dieser Antrag wurde in der zweiten Lesung des Antrags Frenkel und Genossen eingebracht und fand die Zustimmung der Gesinnungsgenossen. Dabei wurde aber ausdrücklich betont, daß man alles das, was man in der mündlichen wie schriftlichen Begründung des ersten Antrags zum Falle César, wie über den Unwert des Kolloquiums gesagt und geschrieben habe, aufrecht erhalte und den neuen Antrag als ersten Schritt betrachte zur endlichen und gänzlichen Beseitigung des Kolloquiums. Man hat von verschiedenen Seiten den Antragstellern den Vorwurf der Inkonsequenz gemacht. Zu Unrecht. Das Ziel — Beseitigung des Kolloquiums — haben wir unverrückt im Auge behalten. Nur wurde ein anderer Weg gesucht, um zum Ziele zu gelangen. Der erste Weg schien der kürzere; schien! In Wirklichkeit wär er's nicht gewesen. Der zweite, wenn auch längere, ist jedenfalls der sicherere und war eben deswegen auch der richtigere! Er wurde denn auch in der Fassung:

„Synode wolle beschließen: Großh. Kirchenregiment wird ersucht, bei den deutsch-evangelischen Kirchenregierungen dahin zu wirken, daß, unbeschadet des Bekenntnisstandes der einzelnen Landeskirchen, eine gemeinsame Prüfungsordnung herbeigeführt werde, in der Erwartung, daß dadurch das derzeitig bei dem Übertritt von Geistlichen in den Dienst einer anderen Landeskirche gebräuchliche Kolloquium beseitigt werde"

mit allen gegen eine Stimme angenommen. Die Vertreter der Rechten hatten vorher unter Vorantritt des Herrn. v. Rotenhan den Saal verlassen. Nur einer von ihnen hatte den Mut zu bleiben und gegen den Antrag zu stimmen.

Ob und inwieweit dieser Beschluß ein Ergebnis haben wird, bleibt abzuwarten. Allzu groß sind unsere Hoffnungen nicht. Mag dem werden, wie ihm wolle, die Verhandlungen der Weimarischen Landessynode sind deswegen nicht ergebnislos verlaufen. Der Fall César hat in der Weimarischen Landessynode eingehende und freimütige Erörterung gefunden. Die Weimarische Kirchenregierung hat klar erkennen müssen, daß die liberale Geistlichkeit des Landes, wenn sie auch in vielen Stücken Césars Anschauungen nicht teilt, doch darin zu ihm steht, daß sie die Freiheit wissenschaftlicher Forschung und ein auf ihr fußendes freies theologisches Denken als ein hohes Gewissensgut mutig zu verteidigen entschlossen ist. Das Kolloquium, besonders wenn es, wie im Falle César geschehen, zu einem Glaubensgericht sich gestaltet, hat eine klare und scharfe Verurteilung erfahren. Mit diesem Ergebnis wollen wir uns zunächst zufrieden geben.

Noch mehr Stimmen über die Erklärung preußischer Pfarrer.

Das offizielle Organ der „Positiven Union" Nr. 2 erklärt, daß folgende Motive für die Erklärung „auf der

Hand liegen": „Parteidisziplin", „Wunsch, sich vor sich selbst zu rechtfertigen", „sich bei der Partei in ein gutes Licht zu stellen", wirft den Geistlichen vor: „Selbstüberschätzung und Dünkel", großes Maß mangelnder Überlegung und sachlichen Nachdenkens", druckt den von uns in Nr. 4 erwähnten Aufsatz aus der „Reformation" ab und schreibt dann folgendes:

Eine Frage erhebt sich beim Blick auf die Eingabe der 147 radikalen Pfarrer. Ihre Berechtigung wird man ohne weiteres zugeben müssen. Von ihrer richtigen Beantwortung würde man viel Gutes erhoffen dürfen. Es ist die Frage: Was wird unsere oberste Kirchenbehörde den 147 Geistlichen gegenüber tun? Es könnte nicht weiter wundernehmen, wenn der E. O. K. R. dieser Eingabe das Schicksal so und so vieler anderer Eingaben zuteil werden ließe, die bei ihm einlaufen, daß er sie nämlich keiner weiteren Beachtung würdigte. Aber das wäre eine Behandlung, die wir im Interesse sowohl des E. O. K. R. als der Petenten durchaus vermieden sehen möchten. Sachgemäßer und durchaus praktisch würde der andere Weg sein, der in dieser Sache denkbar ist, nämlich die zuständigen Konsistorien oder die zuständigen Generalsuperintendenten mit Übermittlung einer den Bedürfnissen der kirchlichen Zeitlage entsprechenden Antwort an die Unterzeichneten zu beauftragen. Wirkungsvoller aber und wahrhaft zeitgemäß würde es sein, wenn der E. O. K. R. als oberste Behörde unserer Landeskirche mit Freudigkeit sich dazu entschließen könnte, in der Form etwa einer allgemeinen Ansprache an alle Geistlichen ein Wort der Mahnung zu richten, das in der Kraft des Geistes der Liebe zum Herrn der Kirche und zu den Gemeinden auf die große Gefahr hinweist, die für den erfolgreichen und fruchtbringenden Dienst am Wort in dem Rütteln an den Fundamenten unserer Kirche liegt. Wir haben die Empfindung, daß die oberste Kirchenbehörde durch den Erlaß einer solchen die Gewissen schärfenden, zur Selbstzucht auffordernden und das Eine, was not ist, kräftig betonenden Ansprache nicht nur einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen würde, sondern auch in weitesten Kreisen reichen und aufrichtigen Dankes sicher sein könnte. Was wir in den Kämpfen der kirchlichen Gegenwart bedürfen, ist vor allem der weithin schallende Ruf zur Einkehr und zur Selbstbesinnung, daneben aber auch der klare und freudige Hinweis auf das, was wir durch Gottes Gnade an Heilschätzen zur Verwaltung anvertraut erhalten haben, und zugleich die kräftige Betonung der Hauptaufgabe, die den Dienern am Wort in unseren Tagen zu tun obliegt, die ewigen Heilsschätze mit Beweisung des Geistes und der Kraft unverkürzt und fruchtbringend unseren Gemeinden nahezubringen, damit auch in unseren Tagen das Reich Gottes zu uns komme und der Wille Gottes unter uns geschehe. Diesen Dienst unserer Kirche zu leisten, dazu hat niemand mehr Recht, aber auch niemand mehr Pflicht als unsere oberste Kirchenbehörde. Es ist unser Wunsch und unser Gebet, daß der erhöhte Herr der Kirche ihr dazu Freudigkeit, Weisheit und Bekennermut aus dem Reichtum seiner Gnadenfülle darreichen wolle.

Wichtiger für uns ist die Ausführung des Professors Erich Haupt in den „Deutsch-evangelischen Blättern" der preußischen Mittelpartei, nicht weil Herr Professor Haupt auch Konsistorialrat ist, sondern weil seine Erfahrung, seine Umsicht und sein Christentum weiter reicht als die gleichen Gaben bei der „Position Union". Haupt erklärt, wie schon die „Preußische Kirchenzeitung" getan hatte, das Vorgehen der 147 für „unnötig", „unrichtig" und „zweckwidrig".

Professor Haupt ist der Überzeugung, daß die Meinung des Oberkirchenrats lediglich die sei, „daß man gegen das Urteil des Münsterschen Konsistoriums nicht nur formell, sondern auch sachlich große Bedenken haben könne", und daß er sich dann begnügt habe, darzulegen, „warum er aus formalen Gründen habe Abstand nehmen müssen, in diesem speziellen Fall die Entscheidung des Konsistoriums umzustoßen. Er hat also darauf verzichtet, eine eigene sachliche Entscheidung zu geben". Wir bitten Herrn Professor Haupt und alle seine Gesinnungsgenossen von der Mittelpartei, die von uns in Nr. 4 aus dem Erlaß des Oberkirchenrates herausgezogenen Sätze noch einmal zu betrachten und setzen sie darum noch einmal hierher (der volle Wortlaut in Nr. 49, Sp. 1171 ff.):

1) . . . . „ob der Geistliche für den Dienst in der Landeskirche geeignet ist. Die Feststellung hat nach derselben kirchengesetzlichen Vorschrift durch ein Kolloquium zu erfolgen." . . .

2) „Ein Geistlicher, welcher mit dem Bekenntnis der Landeskirche in Widerspruch steht, ist zum Dienst in ihr eben nicht geeignet."

3) „Hiernach bleibt nur zu erwägen übrig, ob der durch das Kolloquium festgestellte und im vorliegenden Protokoll formulierte

Tatbestand dem Oberkirchenrat Veranlassung geben kann, das Urteil des Konsistoriums aufzuheben und seinerseits die Geeignetheit des Pfarrers César für den Dienst in der Landeskirche als hinlänglich erwiesen anzuerkennen. Diese Frage ist jedoch zu verneinen."

4) „Kann nach dem Gesagten die Frage der Geeignetheit des Pfarrers César für den Dienst in der Landeskirche von dem Evangelischen Oberkirchenrat in bejahendem Sinne nicht entschieden werden, so ist die für die Zulassung zum Dienst in der Landeskirche unerläßliche Voraussetzung nicht erfüllt."

Nicht nur die 147, sondern auch wir und die gesamte kirchliche liberale, auch die politisch-liberale, wie die gesamte orthodoxe und konservative Presse hat den gleichen Sinn herausgelesen. Da nun dies der Fall ist, da nun die 147 diese Erklärung durchaus für nötig hielten, hatten sie allerdings die Pflicht, der Behörde zu erklären: „auch wir fallen unter dein Urteil gegen César, auch uns ist dadurch das Recht zum Predigtamt abgesprochen, darum halten wir es als ehrliche Leute für unsere Pflicht, dir das offen mitzuteilen" (so Haupt), und so wird gewiß diesen 147 Professor Haupt „das volle Verständnis für das Vorhandensein einer Gewissenspflicht" zuwenden.

Auch „um der öffentlichen Wahrhaftigkeit unseres Kirchenwesens willen" ist jene Erklärung ergangen, weil allerdings der Erlaß der obersten kirchlichen Behörde von den Gliedern der Gemeinde, die ihn zu Gesicht bekamen, nach Überzeugung jener Geistlichen als eine autoritative Entscheidung angesehen werden mußte, so daß die Geistlichen der Meinung vieler Gemeindeglieder allerdings verfallen mußen, die Professor Haupt ganz richtig zeichnet: „wenn Geistliche trotz solcher Entscheidung, und obwohl sie auf Césars Standpunkt stehen, stillschweigend ihr Amt fortführen, so streite das wider die öffentliche Wahrhaftigkeit, sofern ihr Stillschweigen unter diesen Umständen eine Verleugnung ihres Standpunktes sei". Also auch unter diesem Gesichtspunkt mußten bei ihrer Auslegung, wie bei der Auslegung des Erlasses durch viele Gemeindeglieder den Geistlichen die Erklärung unbedingt nötig erscheinen.

Von der gleichen „anderen" Erklärungsweise des Erlasses geht Professor Haupt aus, wenn er den Schritt der 147 für unrichtig erklärt, weil er eine „ungehörige Provokation", eine „gewaltsame Brüskierung" der Behörde in der Erklärung erkennen will. So haben wir diesen Schritt nie aufgefaßt, denn wir haben der aus Juristen und Theologen nach Verwaltungsgesichtspunkten ausgewählten und zusammengesetzten Behörde stets das Recht bestritten autoritative Glaubensentscheidungen zu treffen, weil wir in einer evangelischen Kirche leben. Jene Geistlichen haben ja aber in jenem Erlaß eine Entscheidung gesehen und haben schlicht und recht ihre protestantische Gewissensüberzeugung vor der Gemeinde erklärt. Sie haben keine Entscheidung provozieren, sondern ihre Überzeugung aussprechen wollen, über die auch Paulus, den Professor Haupt zum Beispiel heranzieht, niemanden in seinen Gemeinden oder in Jerusalem im Unklaren gelassen hat. So haben wir den Schritt der 147 aufgefaßt und darum haben wir ihn gebilligt als eine Tat im Geisteskampf zwischen rechts und links, denen auf der Rechten zu zeigen: Wir lassen uns durch die Drohungen eurer Presse nicht schrecken, wir bekennen offen und frei unsere Anschauungen und diese Offenheit zum mindesten sollt ihr achten, wir sagen euch wie wir denken, damit ihr uns kennen lernt, wir erinnern euch daran, daß es uns Ernst ist mit unserer Sache, denen auf der Linken aber zeigen die 147: Wir haben die Schrift und die Kirchenlehre durchforscht, wir sind doch moderne Menschen geworden oder geblieben — und sind Christen, wollen Christen sein, nehmen Recht und Pflicht zur Verkündigung des Evangeliums aus Schrift und Kirchengeschichte, — laßt es euch nicht einreden, daß das Evangelium nur für Unmoderne, Dunkelmänner sei, das der „Wissenschaft" nicht standhalten könne, es ist ein unverlierbares Gut, an dem ihr teilnehmen müßt, wollt ihr ganze Menschen sein! So ist die Erklärung weit davon entfernt, der Politik der Kirchenbehörde in den Weg zu treten, wenn sie wirklich die auseinanderstrebenden Geister in unserer Kirche zusammenhalten will. Wir können aber an den Ernst dieser Politik erst glauben, wenn wir ernstliche Vermahnungen auch derer vernehmen, die, wie die oben zitierte „Positive Union", sich die Hetze gegen links zum Lebenswerk und Zweck setzt. Ein einziger „Fall" von rechts, à la Fischer, wegen „Ärgernis der Freigesinnten in der Kirche", — und der Oberkirchenrat hat nicht nötig, eine autoritative Glaubensentscheidung zu fällen, aber er wird dann das Vertrauen von Tausenden für die Kirche wiedergewinnen, deren berechtigtes Mißtrauen viele einzelne Seelen schädigt und der Kirche schweren Schaden zufügt.

Professor Haupt nennt endlich die Form der Eingabe unzweckmäßig, weil sie eine klare Entscheidung gar nicht zu provozieren brauche, indem sie ja gegen die Definition des Oberkirchenrats von zentralem Heilsinhalt und theologischer Formulierung sich gar nicht richte. Die Verbindung dieser Erklärung mit dem Fall Cesar, die Äußerung des Oberkirchenrates, daß Cesar um der Ergebnisse des Kolloquiums willen nicht anstellungsfähig sei, lassen uns erkennen, daß jene Männer die Definition des Glaubensinhalts für genau so unzulänglich halten wie wir, die wir dem Oberkirchenrat gleich bei Erscheinen des Erlasses das Recht zu solcher Definition rundweg abgesprochen haben. Die gleiche Verbindung mit dem Namen César macht es dem Oberkirchenrat und auch sonst allen deutlich, in welchem Sinne das Wort Modern — sichtlich im klaren Gegensatz zu orthodox — gemeint sei, und die Haltung der Mittelpartei, deren Mitglieder nicht unterschrieben, deren Presse die Erklärung ablehnte, hat die Zweckmäßigkeit des Ausdrucks doch wohl klar gestellt.

Daß für eine Behörde, die einen Denunzierten in seiner Amtsführung auf seinen religiös-sittlichen Ernst zu prüfen hat, die „Richtung" desselben nicht in Betracht kommen darf, ist Professor Haupt zuzugeben, daß aber für den Einzelnen wie für die Landeskirche das Bestehen von Richtungen und die Zugehörigkeit zu einer Richtung nicht unbedingt schädlich, sondern nützlich ist, hat ja die Mittelpartei selbst durch ihre Reorganisation bezeugt.

Wir Liberalen wollen keine Anerkennung von der Kirchenbehörde und brauchen sie nicht, denn die Landeskirche ist unsere Heimat, unsere Pfarrer brauchen keine Legitimation zu ihrer Wirksamkeit, denn sie üben sie aus gewissensernster Überzeugung, vom wissenschaftlichen und religiösen Recht ihrer Anschauungen in einer Landeskirche, die sich nach dem Evangelium nennt, was sie aber brauchen, um wirken zu können, ist ein tadelloser Ruf der absoluten Wahrhaftigkeit, der war gefährdet bei den Gemeindegliedern durch den Erlaß, den Tausende als Verdikt gegen César und seine Gesinnungsgenossen auffaßten. Haben diese Tausende und Abertausende den Erlaß falsch aufgefaßt, so ist er unklar gewesen und das ist nicht gut in einer so erregten Zeit, so kann aber auch das Schweigen oder Reden der Behörde nur darauf hinauskommen, daß sie die Sorge und Fürsorge dieser Männer, die alle die Erklärung im Wortlaut gekannt und gewiß alle mit ganzem Ernst durchdacht und dann unterschrieben haben, für ihren Ruf, für den Ruf des Amtes und damit für ihre Wirkungsmöglichkeit in unserer schweren Zeit anerkennt. Nicht um Lob und Billigung, aber um sein Recht auf Arbeit an der Gemeinde, dafür arbeitet der kirchliche Liberalismus.

Berliner Unionsverein (Deutscher Protestantenverein). Freitag, den 15. Februar, abends 8 Uhr, in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstr. 13/14. Pfarrer Nithack-Stahn: Die preußische Landeskirche unter Friedrich Wilhelm IV.

Freunde evangelischer Freiheit in Rheinland und Westfalen. Hauptversammlung in Köln a. Rh., 18. Februar, 3 Uhr, im großen Saal der Lese, Langgasse. Jahresbericht, Traub-Dortmund. — Vortrag: Was ist uns die Landeskirche? Prof. Baumgarten-Kiel.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Graduate Theological Union
2400 Ridge Road
Berkeley, California 94709
415/649-2400
Flora Lamson Hewlett Library

Library lacks Nr. 8 and Beilage Nr. 8 (February 1907)

American Baptist Seminary of the West
Center for Jewish Studies
Church Divinity School of the Pacific
Dominican School of Philosophy and Theology
Franciscan School of Theology
Jesuit School of Theology at Berkeley
Pacific Lutheran Theological Seminary
Pacific School of Religion
San Francisco Theological Seminary
Starr King School for Ministry